Marina Abramović mit James Kaplan

## DURCH MAUERN GEHEN

Autobiografie

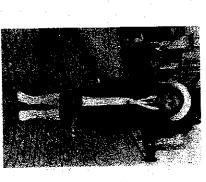
Deutsch von Charlotte Breuer und Norbert Möllemann

Eines Morgens ging ich mit meiner Großmutter im Wald spazieren. Alles war friedlich und schön. Ich war noch ganz klein, gerade
mal vier Jahre alt. Da sah ich etwas sehr Seltsames – einen Strich,
der quer über den Weg verlief. Neugierig lief ich bin. Ich wollte diese
Linie nur kurz berühren. In dem Moment stieß meine Großmutter
einen lauten Schrei aus. Daran erinnere ich mich noch ganz genau.
Eine riesige Schlange lag vor uns auf dem Weg.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich Angst hatte obwohl ich keine Ahnung hatte, wovor ich mich fürchten sollte. Im Grunde hatte die Stimme meiner Großmutter mir Angst eingejagt. Dann glitt die Schlange davon, blitzschnell.

Es ist erstaunlich, wie uns Angst eingepflanzt wird, von den Eltern

Es ist erstaunlich, wie uns Angst eingepflanzt wird, von den Eltern und den Menschen um uns herum. Anfangs ist man noch völlig arglos; man weiß nichts.



Ich in Belgrad, 1951

Ich komme aus einem finsteren Land. Aus dem Nachkriegsjugoslawien von Mitte der 1940er- bis Mitte der 1970er-Jahre.
Einer kommunistischen Diktatur unter Marschall Tito. Es
mangelte an allem, alles war grau. Der Kommunismus und
der Sozialismus haben eins gemeinsam – eine Ästhetik, die auf
purer Hässlichkeit beruht. Das Belgrad meiner Kindheit hatte
nicht das Monumentale des Roten Platzes in Moskau. Alles war
irgendwie ein müder Abklatsch davon. Als hätten die Verantwortlichen sich die kommunistische Brille anderer Leute aufgesetzt und etwas geschaffen, das weniger gut, weniger zweckmäßig und total daneben war.

Nie werde ich die öffentlichen Gebäude vergessen – den schmutzigen Grünton, mit dem die Wände gestrichen waren, die nackten Glühbirnen, die ein trübes Licht verströmten, das alles irgendwie verschattete. Die Wandfarbe und das fahle Licht ließen die Haut der Leute grünlich-gelb aussehen, so als wären sie alle leberkrank. Egal, was man tat, stets schlich sich ein Gefühl der Beklemmung ein, und diese Atmosphäre machte einen irgendwie schwermütig.

Ganze Großfamilien lebten in riesigen, hässlichen Wohntürmen zusammen. Da die jungen Leute keine Chance auf eine eigene Wohnung hatten, waren mehrere Generationen notgedrungen auf engstem Raum versammelt – Oma und Opa, die frischvermählten Eheleute und später der Nachwuchs, was unvermeidlich zu Schwierigkeiten führte. Wenn ein junges Paar Sex haben wollte, musste es in den Park oder ins Kino gehen. Und sich irgendetwas Neues oder Schönes zu kaufen, konnte man sich abschminken.

Ein Witz aus kommunistischen Zeiten: Ein Mann geht in Rente. Weil er ein besonders tüchtiger Arbeiter gewesen war, bekommt er zur Belohnung keine Uhr, sondern ein neues Auto. Er habe Glück, teilt man ihm mit, der Wagen werde an dem und dem Tag geliefert. In zwanzig Jahren.

»Am Vormittag oder am Nachmittag?«, fragt der Mann. »Was spielt das für eine Rolle?«, fragt der Genosse.

»Am selben Tag kommt auch der Klempner zu mir«, sagt er Mann

eigentlich undenkbar war. Vier Schlafzimmer, ein Esszimmer, an, meine Mutter leitete das Amt für Denkmalpflege und traut. Mein Vater gehörte der Leibgarde von Marschall Tito wegen wurden sie nach dem Krieg mit wichtigen Amtern beschwarzer Flügel, an den Wänden hingen zahlreiche Gemälde neten), die Küche, zwei Bäder und noch ein Zimmer für das dann der riesige Salon (wie wir unser Wohnzimmer bezeichganzes Stockwerk für uns, acht Zimmer für vier Personen geländern und hohen Fenstern, wie in Paris. Wir hatten ein den 1920er-Jahren, mit eleganten schmiedeeisernen Balkonder Makedonska Nummer 32. Es war ein riesiger Altbau aus Amter bekleideten, genossen wir viele Privilegien. Wir wohndie Nazis gekämpft, Kommunisten, angeführt von Tito, deswaren Kriegshelden: Sie hatten mit den Partisanen gegen Stil von Cézanne, Bonnard und Vuillard, aber auch abstrakte die Bilder direkt von den Künstlern erwerben - Olgemälde in Als Leiterin des Revolutionsmuseums konnte meine Mutter Hausmädchen. Im Salon standen Regale voller Bücher und ein meine Eltern, meinen jüngeren Bruder und mich –, was damak ten in einer riesigen Wohnung im Zentrum von Belgrad - in Direktorin des Revolutionsmuseums. Weil meine Eltern hohe kaufte Kunstwerke für öffentliche Gebäude an, später war sie Meine Familie musste das alles nicht erdulden. Meine Eltern

Als Kind empfand ich unsere Wohnung als herrlich luxuriös. Später erfuhr ich, dass sie einmal einer wohlhabenden jüdischen Familie gehört hatte und während der Besatzung von den Nazis beschlagnahmt worden war. Später wurde mir auch klar, dass die Bilder, die meine Mutter in unserer Wohnung

aufgehängt hatte, nicht sonderlich gut waren. Wenn ich so zurückblicke, war dieses Zuhause – aus diesen und aus anderen Gründen – wirklich schrecklich.



Meine Eltern, Danica und Vojo Abramović, 1945

Meine Mutter Danica und mein Vater Vojin – genannt Vojo – hatten sich während des Zweiten Weltkriegs kennengelernt. Es war unglaublich romantisch gewesen – sie war wunderschön, er sah ebenfalls gut aus, und sie hatten einander obendrein auch noch das Leben gerettet. Meine Mutter war damals Majorin in der Partisanenarmee und befehligte eine Truppe, die an der Front verwundete Partisanen bergen und in Sicherheit bringen sollte. Einmal jedoch, als die Deutschen auf dem Vormarsch waren, erkrankte sie an Typhus und lag hochfiebernd zwischen den Verwundeten im Lazarett, von Kopf bis

Sie wäre wahrscheinlich dort gestorben, wenn mein Vater nicht so eine Schwäche für die Frauen gehabt hätte. Als er ihr langes Haar unter der Decke hervorlugen sah, konnte er nicht anders: Er musste nachsehen, was sich darunter verbarg. Hingerissen von der Schönheit meiner Mutter trug er sie ins nächste Dorf, wo man sie gesund pflegte.

Ein halbes Jahr später war sie wieder an der Front und sorgte dafür, dass Verwundete ins Lazarett geschafft wurden. Eines Tages erkannte sie dort den Mann, der ihr das Leben gerettet hatte. Mein Vater lag einfach da und verblutete – es gab kein Blut für Transfusionen. Aber meine Mutter fand heraus, dass sie dieselbe Blutgruppe hatte wie er, spendete ihm Blut und rettete ihm so das Leben.

Es war wie im Märchen. Dann trennte der Krieg die beiden noch einmal.

Doch sie fanden sich wieder, und als der Krieg zu Ende war, heirateten sie. Im Jahr darauf – am 30. November 1946 – wurde

ich geboren.
In der Nacht vor meiner Geburt träumte meine Mutter, sie In der Nacht vor meiner Geburt träumte meine Mutter, sie würde eine riesige Schlange gebären. Am nächsten Tag, sie leitete gerade eine Parteiversammlung, platzte ihre Fruchtblase. Doch sie weigerte sich, vorzeitig aufzubrechen, und fuhr erst Doch sie weigerte sich, vorzeitig aufzubrechen, und fuhr erst ins Krankenhaus, nachdem die Versammlung ordentlich been-

Ich kam zu früh zur Welt, und die Geburt war sehr anstrengend für meine Mutter. Die Plazenta löste sich nicht vollständig, und meine Mutter bekam eine Blutvergiftung. Einmal mehr wäre sie beinahe gestorben. Sie musste ein ganzes Jahr im Krankenhaus bleiben, und es dauerte noch eine ganze Weile, bis sie wieder arbeiten oder sich um mich kümmern konnte.

Anfangs hat mich unser Hausmädchen versorgt. Ich war kränklich und wollte nicht richtig essen – und war bald nur noch Haut und Knochen. Die Frau hatte einen kleinen Sohn, der so alt war wie ich; er kriegte alles, was ich nicht aß, und wurde groß und kugelrund. Eines Tages kam meine Großmutter Milica, die Mutter meiner Mutter, zu Besuch und war entsetzt, als sie sah, wie dünn ich war. Sie nahm mich sofort mit zu setzt, als sie sah, wie dünn ich war. Sie nahm mich sofort mit zu setzt, als sie sah, wie dünn ich war. Sie nahm mich sofort mit zu geboren wurde. Meine Eltern besuchten mich in dieser Zeit

nur an den Wochenenden. Für mich waren sie zwei Fremde, die einmal die Woche aufkreuzten und Geschenke mitbrachten, die mir nicht gefielen.

Angeblich bin ich als kleines Kind nicht gern gelaufen. Wenn meine Großmutter zum Markt ging, setzte sie mich auf einen Stuhl am Küchentisch, und wenn sie zurückkam, hatte ich mich nicht kom Eleck gerührt. Ich weiß nicht, warum ich nicht laufen wollte, aber ich glaube, es hat etwas damit zu tun, dass ich von einer Person zur nächsten weitergereicht worden war. Ich war mir nicht sicher, wo ich hingehörte, und vermutlich dachte ich, wenn ich anfing zu laufen, würde das bedeuten, dass ich schon wieder woanders hinmusste.

Die Ehe meiner Eltern war von Anfang an schwierig gewesen, wahrscheinlich schon vor meiner Geburt. Diese unglaublich romantische Liebesgeschichte und ihr gutes Aussehen hatten sie zwar zusammengebracht – der Sex hatte sie zusammengebracht –, aber es gab auch vieles, was die beiden trennte. Meine Mutter stammte aus einer reichen Familie, sie war eine Intellektuelle, sie hatte in der Schweiz studiert. Meine Großmutter hat mir einmal erzählt, als meine Mutter sich den Partisanen anschloss, habe sie sechzig Paar Schuhe zurückgelassen und nur ein einziges Paar robuste Stiefel mitgenommen.

Die Familie meines Vaters war zwar arm, aber aus ihr sind heldenhafte Kämpfer hervorgegangen. Mein Großvater war früher ein hochdekorierter Major in der serbischen Armee gewesen. Und mein Vater war schon vor dem Krieg wegen Verbreitung kommunistischer Ideen eingesperrt worden.

Für meine Mutter war der Kommunismus ein abstraktes Konzept, mit dem sie sich an der Uni in der Schweiz beschäftigt hatte. Sie hatte sich den Partisanen aus Idealismus angeschlossen, nicht zuletzt, weil das damals schick gewesen war. Mein Vater hingegen war Partisan aus Überzeugung, er war eine Kämpfernatur. Er war von den beiden der wahre Kommu-

nist. Für ihn war es der einzig richtige Weg, um die Klassengesellschaft aufzuheben.

Meine Mutter ging gern ins Ballett, in die Oper, in klassische Konzerte. Mein Vater dagegen wollte viel lieber in der Küche Spanferkel braten und mit seinen alten Partisanenkumpel saufen. Meine Eltern hatten also so gut wie nichts gemeinsam, und das führte dazu, dass ihre Ehe sehr unglücklich war. Ständig stritten die beiden miteinander.

Hinzu kam, dass mein Vater ein ausgesprochener Schürzenjäger war – was ihn ursprünglich mit meiner Mutter zusammengebracht hatte.

Vom Beginn der Ehe an war mein Vater meiner Mutter untreu gewesen. Meine Mutter verabscheute das natürlich, und es dauerte nicht lange, bis sie auch ihn verabscheute. Selbstverständlich wusste ich von all dem nichts, solange ich bei meiner Großmutter lebte. Aber als ich sechs war, kam mein Bruder Velimir zur Welt, und ich kehrte wieder in mein Elternhaus zurück. Neue Eltern, neue Wohnung, neuer Bruder, alles auf einmal. Schon sehr bald ging es mir schlechter als vorher.

Ich erinnere mich, dass ich unbedingt zurück zu meiner Großmutter wollte, denn dort hatte ich mich geborgen gefühlt. In ihrem Haus herrschte Ruhe. Sie hatte ihre festen Rituale fürs Aufstehen und Schlafengehen, einen bestimmten Tagesrhythmus. Meine Großmutter war sehr religiös, und ihr ganzes Leben drehte sich um die Kirche. Jeden Morgen um sechs zündete sie eine Kerze an und sprach ein Gebet. Dasselbe tat sie um sechs Uhr abends. Ich ging jeden Tag mit ihr in die Kirche und lernte alles über die verschiedenen Heiligen. In ihrem Haus duftete es immer nach Weihrauch und frisch geröstetem Kaffee. Sie röstete die grünen Kaffeebohnen selbst und mahlte sie in einer Handmühle. Ihr Haus war für mich ein Hort des Friedens.

Als ich wieder bei meinen Eltern wohnte, fehlten mir all diese Rituale. Meine Eltern standen morgens auf, gingen zur



Mit meiner Tante Ksenija, meiner Großmutter Milica und meinem Bruder Velimir, 1953

Junge war, der erste Sohn, war er das Lieblingskind. So war aber als Velimir auf die Welt kam, lud er all seine Freunde zum Arbeit und überließen mich den Hausmädchen. Außerdem war Besäufnis ein und ballerte mit der Pistole herum. dass mein Vater von meiner Geburt niemandem erzählt hatte, Bruders wurde als großes Ereignis gefeiert. Später erfuhr ich, Söhnen auf, keine von ihren Töchtern. Die Geburt meines Kinder, aber meine Großmutter bewahrte nur Fotos von ihren das auf dem Balkan. Die Eltern meines Vaters hatten siebzehn ich fürchterlich eifersüchtig auf meinen Bruder. Weil er ein

gegangen. Wenn meine Großmutter ihn nicht gerettet hätte, sieben), habe ich ihn gebadet und hätte ihn beinahe ertränkt wäre ich als Einzelkind groß geworden. ich habe ihn in die Badewanne gelegt, und er ist eintach unterkeit bekam. Einmal, als niemand hinsah (ich war sechs oder Anfalle erlitt, was dazu führte, dass er noch mehr Aufmerksam-Das Schlimmste war, dass mein Bruder als Baby epileptische

> Natürlich wurde ich bestraft. Ich wurde oft bestraft, für jeden gehorsam gewesen war - oder wenn meine Mutter oder meine Angst. Es war mir verboten, ihn zu betreten. Aber wenn ich un\* starke Faszination auf mich aus, und zugleich machte er mit man drückte sie einfach auf. Dieser Wandschrank übte eine usch), der groß und dunkel war. Die Tür hatte keinen Chiff. Wohnung gab es einen Wandschrank (plakar auf Serbokroa» und blau. Aber sie hatten auch andere Methoden. In unserer die zu uns gezogen war, nie mein Vater. Sie schlugen mich grin tigung übernahmen meine Mutter und ihre Schwester Ksenlin noch so kleinen Verstoß gab es Schläge. Die körperliche Züchmich in diesen Wandschrank ein. Tante meinten, ich sei ungehorsam gewesen -, sperrten sie

sie da waren. Sie waren Teil meiner Realität, meines Lebens mernd, formlos und lautlos, die nicht furchteinflößend warun. in diesem plakar hausten Geister, spirituelle Wesen - schim-Und wenn ich das Licht einschaltete, verschwanden sie. Ich redete mit ihnen. Es kam mir vollkommen normal vor, dasa Ich hatte fürchterliche Angst vor der Dunkelheit. Abei

sitzt er fast immer auf einem Schimmel. Er hat in der 13. Mon» einem kräftigen, strengen Gesicht und vollem Haar. Er hatte neben ihm gefallen. führte. Das erforderte enormen Mut. Viele seiner Freunde sind Guerillatruppe, die Blitzüberfälle auf die Deutschen durchtenegrinischen Division der Partisanenarmee gekämplt, einer das Gesicht eines Helden. Auf Fotos von ihm aus dem Krieg Mein Vater war, wie gesagt, ein sehr gut aussehender Mann mit

schnappte den Soldaten, der seinen Bruder getötet hatte, men und zu Tode gefoltert worden. Vojos Partisanentruppe und brachte ihn zu ihm. Mein Vater hat ihn nicht erscho# Sein jüngster Bruder war von den Nazis gefangen genom-



Vojo am Tag der Befreiung, Belgrad, 1944

sen. Er sagte: »Niemand kann meinen Bruder wieder lebendig machen«, und hat den Mann laufen lassen. Er war Partisanenkämpfer, aber er hatte strenge Grundsätze, was das Verhalten

Mein Vater hat mich nie für irgendetwas bestraft, er hat mich nie geschlagen, und dafür habe ich ihn geliebt. Und obwohl er, als mein Bruder noch ein Baby war, viel Zeit bei seiner Militäreinheit und wenig Zeit bei uns zu Hause verbrachte, standen wir uns sehr nah. Er war immer nett zu mir – ich erinnere mich, dass er mit mir auf Jahrmärkte ging und mir Süßigkeiten kaufte.

Wenn er mich zu einem Ausflug mitnahm, war meistens eine seiner Freundinnen dabei. Die kaufte mir wunderschöne Geschenke. Aber wenn ich dann nach Hause kam und meiner Mutter freudestrahlend erzählte: »Schau mal, das hat die blonde Frau mir alles gekauft!«, nahm meine Mutter mir die Sachen weg und warf sie wutentbrannt aus dem Fenster.



Mein Vater und ich, 1950

Meine Eltern lebten in permanentem Kriegszustand – ich habe nie erlebt, dass sie sich geküsst oder auf andere Weise ihre Zuneigung zum Ausdruck gebracht hätten. Vielleicht war ihre Zeine Angewohnheit aus ihrer Zeit als Partisanen, aber sie es ja eine Angewohnheit aus ihrer Zeit als Partisanen, aber sie schliefen beide mit geladenen Pistolen auf dem Nachttischl schliefen beide mich, wie mein Vater einmal zum Mittagessen Ich erinnere mich, wie mein Vater einmal zum Mittagessen nen Phasen, in denen sie überhaupt miteinander redeten, ihn fragte: »Willst du Suppe?« Und als er Ja sagte, trat sie hinfragte: »Willst du Suppe?« Und als er Ja sagte, trat sie hinfragte: schob den Tisch von sich weg, zerdepperte alles Geschir in Reichweite und rannte hinaus. Immer lag Spannung im Raum. Nie redeten sie miteinander. Ein glückliches Weih-

nachten gab es nie.

Bei uns wurde sowieso nicht Weihnachten gefeiert; wir waren schließlich Kommunisten. Aber meine Großmutter, die sehr religiös war, feierte am 7. Januar das orthodoxe Weihnachtsfest. Es war großartig und zugleich furchterregend. Großartig, weil sie sich drei Tage Zeit nahm, um eine opulente

Feier vorzubereiten – sie kochte ein Festessen, schmückte die ganze Wohnung. Aber dann musste sie die Fenster mit schwarzen Tüchern verhängen, denn damals war es in Jugoslawien gefährlich, Weihnachten zu feiern. Spitzel notierten die Namen von Familien, die für das Fest zusammenkamen; die Regierung bezahlte ihnen eine Belohnung für jede Denunziation. Wir begaben uns also einzeln und in Abständen zum Haus meiner Großmutter und feierten Weihnachten hinter schwarzen Vorhängen. Meine Großmutter war die Einzige, die es schaffte, die ganze Familie zusammenzubringen. Das war wunderbar.

Auch dass sie Traditionen pflegte. Jedes Jahr backte meine Großmutter einen Käsekuchen, in dem sich eine große Silbermünze befand. Wenn man auf die Münze biss – und sich dabei keinen Zahn abbrach –, bedeutete das, dass man im kommenden Jahr Glück haben würde. Man durfte die Münze bis zum nächsten Mal behalten. Außerdem bewarf sie uns mit Reis, und derjenige, auf dem die meisten Reiskörner haften blieben, würde im folgenden Jahr besonders erfolgreich sein.

Das Schlimme war, dass meine Eltern selbst bei diesen Weihnachtsfeiern kein Wort miteinander redeten. Und ich bekam immer nur nützliche Geschenke von ihnen, die mir nicht gefielen. Wollsocken zum Beispiel oder irgendein Buch, das ich dann lesen musste, oder einen Flanellschlafanzug, der jedes Mal zwei Nummern zu groß war, weil meine Mutter behauptete, er würde in der Wäsche einlaufen, was aber nie geschah.

Mit Puppen habe ich nie gespielt, wollte auch keine haben. Und Spielsachen mochte ich genauso wenig. Lieber spielte ich mit den Schatten von vorbeifahrenden Autos, die auf den Wänden tanzten, oder mit einem Sonnenstrahl, der durchs Fenster fiel. In so einem Sonnenstrahl wirbelten winzige Staubkörner herum, und ich stellte mir vor, sie seien kleine Planeten mit Außerirdischen, die uns besuchen kamen. Außerdem waren da noch die schimmernden Wesen im plakar. In der Welt meiner

Kindheit wimmelte es von Geistern und unsichtbaren Wesen. Von Schatten und Toten, die ich sehen konnte.

Ich hatte immer schon eine fürchterliche Angst vor Blut vor allem vor meinem eigenen. Wenn meine Mutter und ihre Schwester mich schlugen, bekam ich überall blaue Flecken, und ständig hatte ich Nasenbluten. Als mir mein erster Milchzahn ausfiel, hörte das Bluten monatelang nicht auf. Ich musste im Sitzen schlafen, um nicht an meinem Blut zu ersticken. Schließlich gingen meine Eltern mit mir zum Arzt, um mich untersuchen zu lassen, und es stellte sich heraus, dass ich eine Blutkrankheit hatte. Anfangs sah es so aus, als wäre es Leukämie. Meine Eltern brachten mich ins Krankenhaus, wo ich fast ein ganzes Jahr lang blieb. Ich war damals sechs. Es war die glücklichste Zeit meiner Kindheit.

Alle aus meiner Familie waren plötzlich nett zu mit. Ausnahmsweise bekam ich schöne Geschenke. Und auch im Krankenhaus waren alle nett. Es war das Paradies auf Erden. Die Ärzte führten alle möglichen Tests durch, und schließlich stellte sich heraus, dass ich keine Leukämie hatte, sondern irgendetwas Mysteriöses – vielleicht eine psychosomatische Reaktion auf die Misshandlungen durch meine Mutter oder meine Tante. Ich bekam alle möglichen Medikamente und kehrte schließlich nach Hause zurück, wo ich prompt wieder mit Schlägen malträtiert wurde, wenn auch vielleicht etwas weniger häufig als vorher.

Von mir wurde erwartet, dass ich die Bestrafungen klaglos über mich ergehen ließ. Ich glaube, in gewisser Weise versuchte meine Mutter, mich zu einer Soldatin zu erziehen, wie sie eine war. Als Kommunistin war sie vielleicht ambivalent, aber sie war unglaublich zäh. Wahre Kommunisten waren bereit, »durch Mauern zu gehen«, jedes Hindernis zu über-

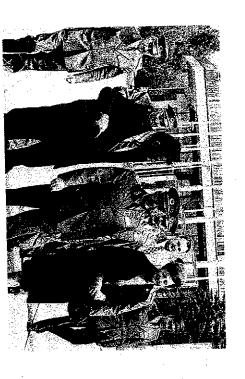
2

-

zen kann ich aushalten«, sagte Danica in einem Interview, das mich je schreien hören.« Beim Zahnarzt bestand sie darauf war. »Niemand hat mich je schreien hören, und niemand wird winden - sie waren willensstark wie die Spartaner. »Schmerich mit ihr viele Jahre später führte, als sie schon gebrechlich den musste. keine Spritze zu bekommen, wenn ihr ein Zahn gezogen wer-

mein Leben lang Angst vor meiner Mutter gehabt. Die Selbstdisziplin habe ich von ihr gelernt, und ich habe

anderen wahrscheinlich eine Reaktion auf das Chaos ihrer Ehe wenn sie fand, dass ich im Schlaf die Laken zerwühlte. Bis war. Sie bekam es fertig, mich mitten in der Nacht zu wecken, was zum einen wohl aus ihrer Zeit beim Militär herrührte, zum Nacht nicht - nach dem Aufstehen am Morgen schlage ich die heute schlafe ich an der Bettkante und rühre mich die ganze nachte, verrät nichts im Zimmer, dass ich überhaupt da gewe-Decke einfach wieder zurück. Wenn ich in einem Hotel über-Meine Mutter war besessen von Ordnung und Sauberkeit,



Meine Mutter während des Besuchs einer bulgarischen Delegation, Belgrad, 1966

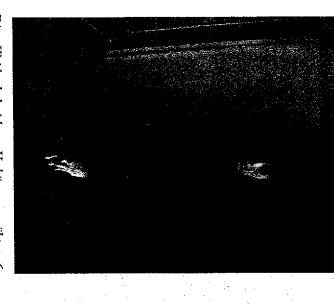
gesucht hatte und dass er mich nach einer russischen Soldatin vor seinen Augen von einer Granate zerrissen. Meine Mutter benannt hatte, in die er sich im Krieg verliebt hatte; sie wurde Vaters, und ich glaube, diesen Groll hat sie auch auf mich überhegte einen tiefen Groll gegen diese verflossene Liebe meines Irgendwann erfuhr ich, dass mein Vater meinen Namen aus-

neralin, die eine riesige Formation von Soldaten inspizierte. tiefst verstörend. In diesem seltsamen Traum war ich eine Gerenden Albtraum, in dem es um Symmetrie ging – er war zueingegraben. Eine Zeit lang hatte ich einen immer wiederkehdie ganze Ordnung brach zusammen. Ich wachte jedes Mal ich einen Knopf an der Uniformjacke eines Soldaten, und Alle Uniformen waren tipptopp in Ordnung. Dann entfernte schweißgebadet auf, so sehr versetzte mich die Vorstellung in Panik, die Symmetrie zu zerstören. Danicas Ordnungswut hat sich mir ins Unterbewusstsein

Alle Sicherheitsgurte lagen ordentlich auf den Sitzen bereit, bis den Träumen war ich immer diejenige, die die Symmetrie der auf einen. Und dieser eine nicht vorschriftsmäßig bereitliegende Gurt versetzte mich in Panik, so als wäre es meine Schuld. In Flugzeug und stellte fest, dass es leer war - keine Passagiere. immer irgendeine höhere Macht, die mich dafür bestrafte. Dinge störte und damit gegen ein Verbot verstieß, und es gab In einem anderen wiederkehrenden Traum bestieg ich ein

seitdem gewalttätig und unerträglich. Außerdem hat meine auf Sauberkeit und Perfektion fixiert. Aber auch auf alles, was Mutter mir ihr Leben lang vorgeworfen, ich sei genau wie mein Ehe meiner Eltern zerstört - schließlich war ihre Beziehung mit Kunst zu tun hatte. Vater, der sie später verlassen hat. Meine Mutter war zwanghaft Lange glaubte ich, meine Geburt hätte die Symmetrie der

Schon im Alter von sechs oder sieben wusste ich, dass ich



Diese Kleider habe ich aus Vorhängen genäht, 1960.

später einmal Künstlerin werden wollte. Meine Mutter bestrafte mich für vieles, doch in dieser einen Sache unterstützte sie mich. Die Kunst war ihr heilig.

Und so hatte ich in unserer riesigen Wohnung nicht nur mein eigenes Schlafzimmer, sondern auch mein eigenes Malzimmer. Und während der Rest unserer Wohnung vollgestopft war mit Möbeln, Büchern und Gemälden, sorgte ich schon in sehr jungen Jahren dafür, dass die Einrichtung meiner beiden Zimmer spartak war – spartanisch. So leer wie möglich. In meinem Schlafzimmer standen nur das Bett, ein Stuhl, ein Tisch. In meinem Malzimmer waren nur die Staffelei und meine Farben

Meine ersten Bilder illustrierten meine Träume, die für mich realer waren als meine Wirklichkeit – meine Wirklichkeit gefiel mir nicht. Wenn ich morgens aufwachte, war die Erinnerung

an meine Träume stets sehr intensiv, und ich schrieb sofort alles auf. Später malte ich dann die Träume, und zwar immer in zwei ganz bestimmten Farben, Dunkelgrün und Nachtblau. Ich benutzte nie andere Farben.

Diese beiden Farben übten eine starke Anziehungskraft auf mich aus – ich weiß selbst nicht, warum. Für mich waren Träume grün und blau. Aus ein paar alten blau-grünen Vorhängen nähte ich mir ein langes Kleid in meinen Traumfarben.

All das klingt nach einem privilegierten Leben, und in gewisser Weise trifft das auch zu – in einer kommunistischen Welt der Tristesse und des Mangels lebte ich im Luxus. Ich habe nie Wäsche gewaschen, nie gebügelt, nie gekocht. Ich brauchte nie mein Zimmer aufzuräumen oder zu putzen. Alles wurde für mich erledigt. Von mir wurde einzig und allein verlangt, dass ich lernte und die Beste war.

Ich bekam Klavierstunden und Englischstunden und Französischstunden. Meine Mutter war ganz begeistert von der französischen Kultur – alles Französische war gut. Ich hatte viel Glück, trotzdem war ich in all dem Überfluss sehr einsam. Die einzige Freiheit, die mir zugestanden wurde, war die Freiheit des Ausdrucks. Für die Malerei war immer Geld da, aber nicht für Kleider. Nicht für das, was ich mir als heranwachsendes Mädchen wirklich wünschte.

Wenn ich andererseits ein Buch haben wollte, bekam ich es sofort. Wenn ich ins Theater wollte, kaufte man mir eine Eintrittskarte. Wenn ich klassische Musik hören wollte, besorgte man mir die entsprechenden Schallplatten. Alles, was mit Kultur zu tun hatte, wurde mir regelrecht aufgedrängt. Bevor meine Mutter morgens zur Arbeit ging, schrieb sie Anweisungen für mich auf Zettel, die sie auf den Tisch legte; da stand dann, wie viele französische Sätze ich an dem Tag zu lernen und welche Bücher ich zu lesen hatte – ich war völlig fremdbestimmt.

Sie zwang mich, den gesamten Proust zu lesen, alles von Camus und André Gide; mein Vater wollte, dass ich die Russen las. Obwohl ich zum Lesen genötigt wurde, fand ich in den Büchern eine Zuflucht. Ebenso wie meine Träume waren diese Geschichten für mich realer als die Wirklichkeit.

Wenn ich las, hörte alles um mich herum auf zu existieren. Das ganze Unglück meiner Familie – die erbitterten Streitereien zwischen meinen Eltern, die Traurigkeit meiner Großmutter darüber, dass ihr alles genommen worden war – verschwand. Ich mischte mich einfach unter die Romanfiguren.

Vor allem extreme Geschichten faszinierten mich. Ich las alles über Rasputin, den keine Kugel töten konnte – diese spezielle Mischung aus Kommunismus und Mystizismus macht einen Großteil meiner Gene aus. Eine Geschichte von Camus werde ich nie vergessen, sie trägt den Titel »Der Abtrünnige oder ein verwirrter Geist« und handelt von einem christlichen Missionar, der versucht, einen Wüstenstamm zu bekehren, und am Ende stattdessen selbst bekehrt wird. Als er eine Regel der Wilden übertritt, wird ihm die Zunge herausgeschnitten.

Auch von Kafka fühlte ich mich stark angezogen. Ich verschlang Das Schloss, es war, als lebte ich in dem Buch. Kafka hat so eine unheimliche Art, einen in das bürokratische Labyrinth hineinzuziehen, in dem sein Protagonist K. sich zurechtzufinden versucht. Es war qualvoll: Es gab keinen Ausweg. Ich litt mit K.

Rilke zu lesen war, als würde ich poetischen Sauerstoff einatmen. Er beschreibt das Leben auf eine Weise, wie ich es noch nie gesehen hatte. Seine Betrachtungen über kosmisches Leiden und universelles Wissen ähnelten Konzepten, wie ich sie später in Schriften von Zen-Buddhisten und Sufi-Gelehrten fand. Diesen Ideen zum ersten Mal zu begegnen war berauschend:

Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar in uns erstehn? – Ist es dein Traum nicht, einmal unsichtbar zu sein? – Erde! Unsichtbar! Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag?

Das einzige gute Geschenk, das ich je von meiner Mutter bekam, war ein Buch mit dem Titel Briefe: Sommer 1926, das die Korrespondenz zwischen Rilke, der russischen Dichterin Marina Zwetajewa und Boris Pasternak, dem Autor von Doktor Schiwago, enthielt. Die drei waren sich nie begegnet, bewunderten jedoch die Werke der anderen; über einen Zeitraum von vier Jahren schrieben sie alle drei Sonette, die sie einander zuschickten. Und durch die Korrespondenz entwickelte sich eine leidenschaftliche Liebe zwischen den dreien.

Können Sie sich vorstellen, wie es einem einsamen fünfzehnjährigen Mädchen ergeht, das auf eine solche Geschichte stößt?
(Die Tatsache, dass Zwetajewa denselben Vornamen hatte wie
ich, war für mich von tiefgreifender Bedeutung.) Irgendwann
begann Zwetajewa, für Rilke stärkere Gefühle zu empfinden als
für Pasternak, und schrieb ihm, sie wolle ihn in Deutschland
besuchen. »Das geht nicht«, antwortete er ihr in seinem nächsten Brief. »Du kannst mich nicht besuchen.«

Das ließ ihre Leidenschaft nur noch mehr entflammen. Sie schrieb ihm immer wieder, sie werde nach Deutschland reisen, um ihn zu besuchen – und schließlich schrieb er: »Du kannst mich nicht besuchen – ich sterbe.«

»Ich verbiete Dir zu sterben«, antwortete sie. Aber er starb trotzdem, und damit war die Dreiecksbeziehung beendet.

Zwetajewa und Pasternak schrieben einander weiterhin Sonette, sie in Moskau, er in Paris. Dann musste sie, weil sie mit einem Weißrussen verheiratet war, den die Kommunisten ins Gefängnis geworfen hatten, Russland mit ihren zwei kleinen Kindern verlassen. Sie begab sich nach Südfrankreich, doch

nach einer Weile ging ihr das Geld aus, und sie war gezwungen, nach Russland zurückzukehren. Sie und Pasternak fanden, dass es nach vier oder fünf Jahren leidenschaftlicher Korrespondenz an der Zeit war, sich kennenzulernen, und so stieg sie auf dem Weg nach Moskau in Paris am Gare de Lyon aus, und die beiden trafen sich tatsächlich zum ersten Mal.

Sie waren beide fürchterlich nervös. Zwetajewa hatte einen alten russischen Koffer dabei, der so vollgestopft war, dass er aus allen Nähten platzte. Als Pasternak sah, wie sie sich damit herumquälte, besorgte er ein Seil und umwickelte den Koffer, bis keine Gefahr mehr bestand, dass er aufsprang.

Und dann saßen sie da und wussten nicht, was sie sagen sollten – in ihren Briefen waren sie einander so nahegekommen, dass ihre Gefühle, als sie sich tatsächlich begegneten, übermächtig waren. Irgendwann stand Pasternak auf, sagte, er wolle Zigaretten kaufen gehen – und kam nicht wieder zurück. Zwetajewa wartete und wartete, bis es Zeit war, in den Zug zu steigen. Dann nahm sie ihren mit dem Seil verschnürten Koffer und fuhr nach Russland.

Sie kehrte nach Moskau zurück. Ihr Mann saß im Gefängnis, und sie hatte kein Geld. Also fuhr sie nach Odessa und wandte sich dort an den Schriftstellerverband mit der Bitte, sie als Putzfrau einzustellen. Man schrieb ihr, dass ihre Hilfe nicht gebraucht werde. Aus Verzweiflung nahm sie das Seil, mit dem Pasternak ihren Koffer zugebunden hatte, und erhängte sich damit.

Wenn ich einmal ein solches Buch angefangen hatte, verließ ich das Haus erst wieder, wenn ich es zu Ende gelesen hatte. Ab und zu ging ich in die Küche, aß etwas, ging wieder in mein Zimmer, las weiter, ging etwas essen, las weiter. Manchmal tagelang.

Als ich ungefähr zwölf war, bekam meine Mutter eine Waschmaschine, ein Schweizer Fabrikat. Es war ein großes Ereignis – wir waren eine der ersten Familien in Belgrad, die eine Waschmaschine erhielten. Sie wurde an einem Vormittag geliefert, ein glänzendes, neues, geheimnisvolles Ding. Wir stellten sie ins Badezimmer. Meine Großmutter traute der Maschine nicht über den Weg. Sie ließ die Wäsche laufen, nahm sie heraus und wies das Hausmädchen an, sie noch mal per Hand zu waschen.

gerannt, aber da sie nichts von Technik verstand, kam sie nicht Spieß. Meine Großmutter war in der Küche und kam sofort ansteckte und ganz schnell wieder herauszog. Aber einmal war großartigen Maschine dabei zu, wie sie ihre Arbeit tat und die den um Hilfe zu bitten. In der Zwischenzeit hatten die Rollen auf die Idee, einfach den Stecker aus der Dose zu ziehen, sonquetschten sie ein. Es tat höllisch weh, und ich schrie wie am ich nicht schnell genug, die Walzen erfassten meine Hand und damit zu spielen, indem ich einen Finger zwischen die Walzen trisch betriebenen Wringer mit zwei Gummiwalzen, die sich meine ganze Hand eingeklerunt. dern lief stattdessen nach draußen auf die Straße, um jemanlangsam in entgegengesetzte Richtungen drehten. Ich begann, Wäsche mit einem monotonen Rumpeln hin und her bewegte Ich war total fasziniert. Die Maschine verfügte über einen elek-Einmal setzte ich mich nach der Schule ins Bad und sah der

Wir wohnten im dritten Stock, und meine Großmutter war ziemlich dick, und so dauerte es eine ganze Weile, bis sie die drei Stockwerke hinunter- und wieder hochgelaufen war. Als sie zurückkam, brachte sie einen muskulösen jungen Mann mit. Inzwischen steckte mein Arm bis zum Ellbogen zwischen den Walzen.

Der junge Mann verstand nicht mehr von Technik als meine Großmutter, und auch er kam nicht auf die Idee, den Stecker aus der Dose zu ziehen, sondern brachte seine Muskeln zum

Einsatz, um mich zu retten. Mit aller Kraft zog er die beiden Walzen auseinander – und bekam einen derart heftigen Stromschlag ab, dass er quer durchs Badezimmer flog und bewusstlos liegen blieb. Auch ich sank zu Boden; mein Arm war geschwollen und blau angelaufen.

In dem Moment kam meine Mutter. Sie begriff sofort, was passiert war, und rief einen Krankenwagen für den jungen Mann und für mich. Mir verpasste sie zudem noch eine schallende Ohrfeige.

In meiner Kindheit war die Geschichte der Partisanen ein wichtiges Unterrichtsthema in der Schule. Wir mussten auswendig lernen, wo die Soldaten im Krieg ihre Schlachten geschlagen und welche Brücken über welche Flüsse sie erobert hatten. Und natürlich lernten wir alles über Stalin, Lenin, Marx und Engels. An jedem öffentlichen Ort in Belgrad hing ein riesiges Foto von Präsident Tito und rechts und links davon Fotos von Marx und Engels.

Im Alter von sieben Jahren wurde man in Jugoslawien automatisch Mitglied der »Pioniere«. Man bekam ein rotes Halstuch, das man ordentlich gebügelt immer neben dem Bett liegen haben musste. Wir lernten zu marschieren und kommunistische Lieder zu singen und an die Zukunft unseres Landes zu glauben und all so was. Ich weiß noch, wie stolz ich auf dieses Halstuch war und darauf, zu den Jungen Pionieren und zur Partei zu gehören. Ich war total entsetzt, als mein Vater einmal mein Halstuch benutzte, um seinen wilden Haarschopf zu bändigen.

Paraden waren sehr wichtig, und alle Kinder mussten teilnehmen, immer am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, und am 29. November, dem Gründungstag der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien. Alle Kinder, die am 29. November geboren waren, durften

3

vor Tito treten und wurden mit Süßigkeiten belohnt. Meine Mutter sagte mir, ich sei am 29. November geboren, trotzdem durfte ich nie zu Tito und mir Süßigkeiten holen. Meine Mutter fand, dass ich nicht artig genug dafür war. Auch so eine Methode, mich zu bestrafen. Später fand ich heraus, dass ich gar nicht am 29., sondern am 30. November geboren bin.

Mit zwölf bekam ich zum ersten Mal meine Periode, und sie dauerte zehn Tage. Das Blut lief einfach aus mir heraus und wollte gar nicht mehr aufhören. Es jagte mir fürchterliche Angst ein, denn es erinnerte mich an meine Kindheit, als ich so viel geblutet hatte, dass ich schließlich ein Jahr im Krankenhaus verbringen musste. Ich dachte, ich müsste sterben.

Aber nicht meine Mutter, sondern Mara, unser Hausmädchen, erklärte mir, was es mit der Menstruation auf sich hatte. Mara war eine liebe, rundliche Frau mit großen Brüsten und vollen Lippen. Und als sie mich so liebevoll in ihre Arme nahm und mir erklärte, was da mit meinem Körper passierte, verspürte ich plötzlich den unwiderstehlichen Drang, sie auf den Mund zu küssen. Es kam nicht wirklich zu dem Kuss – es war ein sehr irritierender Moment, und der Drang kehrte nicht wieder. In meinem Körper erwachten jedoch auf einmal lauter verwirrende Gefühle. Zur selben Zeit begann ich zu masturbieren, häufig, und immer mit tiefen Schamgefühlen.

Mit der Pubertät kam die Migräne. Auch meine Mutter litt daran – ein oder zwei Mal in der Woche kam sie früher von der Arbeit nach Hause und schloss sich im abgedunkelten Schlafzimmer ein. Meine Großmutter legte ihr dann etwas Kühles auf die Stirn, ein Stück Fleisch oder Kartoffel- oder Gurkenscheiben, und niemand im Haus durfte auch nur den kleinsten Mucks machen. Danica beklagte sich natürlich nie – hier zeigte sich wieder einmal ihre spartanische Haltung.

Ich konnte es nicht fassen, wie schmerzhaft meine Migräneanfälle waren; meine Mutter hatte nie über ihre Kopfschmerzen gesprochen, und selbstverständlich hatte sie kein tröstendes
Wort für mich übrig. Die Anfälle dauerten volle vierundzwanzig Stunden. Ich lag im Bett und litt Höllenqualen und rannte
nur ab und zu aufs Klo, weil ich kotzen oder scheißen oder
beides gleichzeitig tun musste, was die Schmerzen nur noch
schlimmer machte. Ich lernte, in bestimmten Positionen vollkommen reglos dazuliegen – eine Hand auf der Stirn oder die
Beine komplett ausgestreckt oder den Kopf abgewinkelt –, die
die Qualen ein wenig zu lindern schienen. Es war der Beginn
meiner Schulung darin, große Schmerzen und große Angst zu
akzeptieren und auszuhalten.

Etwa um dieselbe Zeit entdeckte ich zwischen den Laken im Wäscheschrank eine Scheidungsurkunde. Meine Eltern lebten jedoch weiterhin zusammen – in der Hölle –, und zwar drei Jahre lang. Am schlimmsten war es, wenn mein Vater mitten in der Nacht nach Hause kam und meine Mutter durchdrehte und die beiden mit Fäusten aufeinander losgingen. Dann kam sie in mein Zimmer gerannt, zerrte mich aus dem Bett und hielt mich wie einen Schutzschild vor sich, damit er sie nicht mehr schlug. Meinen Bruder nahm sie nie, immer nur mich.

Bis heute kann ich es nicht ertragen, wenn jemand im Zorn die Stimme erhebt. Wenn das passiert, erstarre ich total. So, als hätte ich eine Spritze bekommen – ich kann mich dann einfach nicht mehr bewegen. Es passiert ganz automatisch. Ich kann auch wütend werden, aber es dauert sehr lange, bis ich vor Wut schreie. Es kostet mich unvorstellbar viel Energie. Natürlich schreie ich manchmal bei einer Performance – es ist für mich eine Möglichkeit, meine Dämonen auszutreiben. Aber da schreie ich ja niemanden an.

Mein Vater blieb mein Freund, während er für meine Mutter immer mehr zum Feind wurde. Als ich vierzehn war, wurde



Mein Bruder Velimir, 1962

meine Mutter bei der UNESCO Vertreterin für Jugoslawien und musste als solche immer wieder für mehrere Monate nach Paris. Als sie das erste Mal fort war, trug mein Vater eine Leiter in den Salon, stieg hinauf und schlug mehrere lange Nägel in die stuckverzierte Decke, so dass der Putz herunterrieselte. Dann hängte er an den Nägeln für meinen Bruder und mich eine Schaukel auf. Wir waren begeistert. Es war wunderbar – die totale Freiheit. Als meine Mutter nach Hause kam, geriet sie natürlich außer sich. Die Schaukel wurde auf der Stelle weggeschafft.

Zu meinem vierzehnten Geburtstag schenkte mein Vater mir eine Pistole. Es war eine hübsche kleine Pistole mit einem mit Elfenbein beschlagenen Griff und einem silbernen, mit Gravuren verzierten Lauf. »Die ist für die Handtasche, wenn du mal in die Oper gehst«, erklärte er mir. Ich habe nie erfahren, ob das ein Scherz war oder nicht. Er wollte, dass ich schießen

lernte, also ging ich mit der Pistole in den Wald und drückte ein paarmal ab. Dann habe ich sie aus Versehen im tiefen Schnee fallen lassen – und nie wieder gefunden.

Kurze Zeit später nahm mein Vater mich mit in ein Striptease-Lokal. Das war natürlich komplett daneben, aber ich stellte keine Fragen.

Ich wollte unbedingt Nylonstrümpfe haben, in den Augen meiner Mutter ein verbotenes Objekt der Begierde: Nur Prostituierte trugen Nylonstrümpfe. Mein Vater kaufte mir welche. Meine Mutter warf sie aus dem Fenster. Ich weiß, dass es von seiner Seite ein Bestechungsversuch war – ich sollte ihn lieben, ich sollte meiner Mutter nichts von seinen Eskapaden erzählen. Aber sie wusste sowieso alles.

Meine Mutter wollte auch nicht, dass mein Bruder und ich Freunde mit nach Hause brachten, weil sie sich vor Bazillen fürchtete. Wir waren so verschüchtert, dass wir in der Schule ständig gehänselt wurden. Aber in meiner Schule gab es ein Austauschprogramm mit einer Schule in Kroatien, und einmal verbrachte ich dort ein paar Tage bei einem Mädchen. Sie hatte eine großartige Familie. Ihre Eltern gingen liebevoll miteinander um, und auch zu den Kindern waren sie nett; bei den Mahlzeiten saßen sie alle zusammen um den Tisch, lachten und scherzten. Dann kam das Mädchen für ein paar Tage zu uns, und es war grauenhaft. Bei uns wurde nicht miteinander geredet, bei uns wurde nicht gelacht. Wir setzten uns nicht einmal zusammen an den Tisch. Ich schämte mich fürchterlich – für mich selbst, für meine Familie, dafür, dass es bei uns überhaupt keine Liebe gab –, und das Gefühl der Scham war die Hölle.

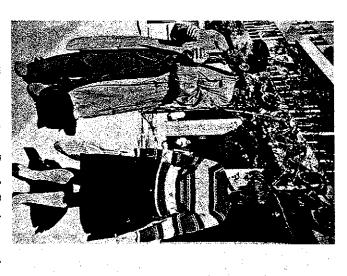
Als ich vierzehn war, lud ich einen Schulkameraden in unsere Wohnung ein, wir wollten Russisches Roulette spielen. Natürlich war niemand zu Hause. Wir gingen ins Wohnzimmer und setzten uns einander gegenüber an den Tisch. Ich hatte den

Revolver meines Vaters aus seinem Nachttisch geholt. Ich nahm alle Patronen bis auf eine heraus, drehte die Trommel und gab meinem Freund den Revolver. Er hielt sich den Lauf an die Schläfe und drückte ab. Wir hörten ein Klicken. Dann gab er mir den Revolver. Ich hielt ihn mir an die Schläfe und drückte ab. Wieder klickte es nur. Dann richtete ich den Revolver auf das Bücherregal und drückte ab. Es gab einen Riesenknall, und die Kugel schlug in den Rücken von Dostojewskis Der Idiot. Mir brach der kalte Schweiß aus, und ich konnte nicht mehr aufhören zu zittern.

Meine Jugendjahre waren eine verstörte, unglückliche Zeit. Ich empfand mich als das hässlichste Mädchen in der ganzen Schule. Ich war mager und groß, deswegen nannten die anderen mich Giraffe. Wegen meiner Größe musste ich außerdem immer in der letzten Reihe sitzen, und weil ich nicht lesen konnte, was an der Tafel stand, bekam ich schlechte Noten. Schließlich stellte sich heraus, dass ich eine Brille brauchte. Aber ich bekam keine normale Brille, sondern eine von diesen potthässlichen, die es damals in kommunistischen Ländern gab. Ich habe immer wieder versucht, sie kaputt zu machen, indem ich sie auf meinen Stuhl legte und mich »aus Versehen« daraufsetzte. Oder indem ich sie auf die Fensterbank legte und »aus Versehen« das Fenster zumachte.

Meine Mutter kaufte mir nie Kleider, wie andere Mädchen sie trugen. Damals waren gerade Petticoats in Mode – ich hätte alles getan für so einen Petticoat, aber ich bekam keinen. Nicht, weil meine Eltern kein Geld gehabt hätten. Geld war genug da. Also zog ich sechs oder sieben Röcke übereinander an, damit es so aussah, als würde ich einen Petticoat tragen. Aber es haute nicht richtig hin, weil man die Säume der verschiedenen Röcke sah, oder weil die Röcke herunterrutschten.





Mit meinem Vater in meinem Pseudo-Petticoat, 1962

Dann waren da die orthopädischen Schuhe. Weil ich Plattfüße hatte, musste ich spezielle Gesundheitsschuhe tragen, scheußliche, sozialistische, knöchelhohe Dinger aus dickem gelben Leder. Und nicht genug, dass die Schuhe schwer und hässlich waren – meine Mutter ließ sie vom Schuster an den Spitzen und Fersen auch noch mit halbmondförmigen Metallplättchen beschlagen, damit die Sohlen länger hielten. Dadurch machten sie beim Gehen ein ziemlich lautes Geräusch – klick klack.

Gott, alle hörten mich, wenn ich mit diesen Klick-klack-Schuhen unterwegs war. Ich hatte Angst, durch die Straßen zu laufen. Wenn jemand hinter mir ging, drückte ich mich in einen Hauseingang, um ihn vorbeizulassen, so sehr schämte ich mich in den Schuhen. Ganz besonders ist mir eine Parade zum 1. Mai im Gedächtnis haften geblieben, bei der die Schüler meiner Schule direkt vor Tito hermarschierten, was eine große

Ehre war. Unsere Formation musste perfekt sein, einen ganzen Monat lang hatten wir auf dem Schulhof geübt, damit wir es genau richtig hinbekamen. Am Morgen des 1. Mai stellten wir uns auf, und kaum waren wir losmarschiert, löste sich eins der Metallplättchen von einem meiner Schuhe, und ich konnte nicht mehr ordentlich gehen. Ich wurde sofort aus der Parade herausgeholt. Vor lauter Scham konnte ich gar nicht mehr aufhören zu weinen.

Man stelle sich das vor – ich hatte dünne Beine, orthopädische Schuhe an den Füßen und eine hässliche Brille auf der Nase. Meine Mutter schnitt mir die Haare kurz und steckte mich in dicke Wollkleider. Ich hatte ein Babygesicht mit einer riesigen Nase. Die Nase einer Erwachsenen in einem Babygesicht. Ich fühlte mich abgrundtief hässlich.

Ich fragte meine Mutter immer wieder, ob ich mir nicht die Nase operieren lassen könnte, aber jedes Mal, wenn ich das Thema ansprach, bekam ich eine Ohrfeige. Dann heckte ich einen geheimen Plan aus.

Damals war Brigitte Bardot ein großer Star, und für mich war sie der Inbegriff von Sinnlichkeit und Schönheit. Ich dachte, wenn ich eine Nase hätte wie Brigitte Bardot, würde alles gut werden. Also dachte ich mir einen Plan aus, der mir perfekt erschien. Ich schnitt Fotos von Brigitte Bardot aus, die sie aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln zeigten – von vorne, von links, von rechts –, so dass ihre schöne Nase zur Geltung kam. All diese Fotos steckte ich ein.

Damals lebten meine Eltern noch zusammen, und sie hatten ein riesiges, hölzernes Ehebett. Morgens ging mein Vater in ein Café, um mit Freunden Schach zu spielen, und meine Mutter traf sich mit ihren Freundinnen zum Kaffeekränzchen, und so war ich allein im Haus. Ich ging ins Schlafzimmer meiner Eltern, wo ich mich um die eigene Achse drehen wollte, bis mir schwindelig wurde und ich hinfiel und auf der Bettkante auf-

schlug und mir die Nase brach, so dass meine Eltern mich würden ins Krankenhaus bringen müssen. Ich hatte die Fotos von Brigitte Bardot in der Tasche und dachte, es wäre für die Ärzte ein Leichtes, meine Nase zu richten und dafür zu sorgen, dass sie aussah wie die von Brigitte. Der Plan kam mir perfekt vor.

Ich drehte mich also um die eigene Achse und fiel gegen das Bett, aber leider schlug ich mir nicht die Nase auf, sondern zog mir eine schlimme Platzwunde an der Wange zu. Ich lag ziemlich lange blutend auf dem Boden. Irgendwann kam meine Mutter nach Hause. Sie warf die Fotos ins Klo und verpasste mir eine Ohrfeige. Im Nachhinein bin ich heilfroh, dass es mir damals nicht gelungen ist, mir die Nase zu brechen, denn ich glaube, mit einer Brigitte-Bardot-Nase wäre mein Gesicht eine Katastrophe. Außerdem war Brigitte im Alter nicht mehr so schön.

Meine Geburtstage waren keine glücklichen Tage, sondern traurig. Das lag einerseits daran, dass ich nie die Geschenke bekam, die ich mir wünschte, und andererseits daran, dass meine Familie nie zusammenkam. Bei uns herrschte nie Freude. An meinem sechzehnten Geburtstag weinte ich fürchterlich, weil mir an dem Tag zum ersten Mal klar wurde, dass ich sterben würde. Ich fühlte mich vollkommen ungeliebt und alleingelassen. Ich hörte mir Mozarts 21. Klavierkonzert immer und immer wieder an – irgendetwas an der Musik ließ meine Seele bluten. Schließlich schnitt ich mir tatsächlich die Pulsadern auf. Es blutete so heftig, dass ich dachte, ich würde sterben. Aber dann stellte sich heraus, dass ich zwar tief geschnitten, aber die entscheidenden Arterien nicht erwischt hatte. Meine Großmutter brachte mich ins Krankenhaus, wo ich genäht wurde. Sie hat meiner Mutter nie ein Wort davon gesagt.

Damals schrieb ich traurige Gedichte über den Tod. In

meinet Familie wurde nie über den Tod gesprochen, schon gar nicht in Gegenwart meiner Großmutter. Von ihr wurden grundsätzlich alle unerfreulichen Nachrichten ferngehalten. Jahre später, als der Bosnienkrieg ausbrach, stieg mein Bruder auf das Dach des Gebäudes, in dem meine Großmutter wohnte, und rüttelte an der Fernsehantenne, so dass sie dachte, ihr Fernseher wäre kaputt – der daraufhin »zur Reparatur« geiner Grund (und auch, weil sie nie das Haus verließ) erfuhr sie nie von dem Krieg.

Als ich siebzehn war, gaben meine Eltern anlässlich ihres 18. Hochzeitstags eine Party, obwohl sie die schrecklichste, unglücklichste Ehe führten, die man sich vorstellen kann. Sie luden alle ihre Freunde zu uns nach Hause zu einem Festessen ein. Und nachdem alle gegangen waren, ging das Theater von vorne los.

Mein Vater ging in die Küche, um den Abwasch zu machen, was ziemlich merkwürdig war, weil er sonst nie irgendetwas in der Küche tat. Aber aus unerfindlichen Gründen stand er auf einmal in der Küche und sagte zu mir: »Ich spüle die Sektgläser. Du trocknest ab.«

Ich nahm mir ein Küchentuch. Als er mir das erste Glas geben wollte, das er gespült hatte, rutschte es ihm aus der Hand ben wollte, das er gespült hatte, rutschte es ihm aus der Hand und fiel zu Boden. Im selben Moment kam meine Mutter herein, sah die Glasscherben und explodierte. Sie hatten gerade mehrere Stunden lang so getan, als seien sie ein glückliches Paar, und in ihr hatte sich eine Riesenwut aufgestaut. Sie schrie und tobte und warf ihm an den Kopf, er sei ungesie schickt und ein miserabler Ehemann, der sie schon tausendmal betrogen habe. Er stand einfach nur stumm da, und ich stand daneben, das Küchentuch in der Hand, und schaute zu.

Sie schrie und schrie, und mein Vater sagte nichts. Er rührte sich nicht. Es war wie in einem Stück von Beckett. Nachdem sie ihn mehrere Minuten lang angebrüllt hatte, verstummte sie,

weil er einfach nicht reagierte. Schließlich fragte er: »Bist du fertig?« Als sie Ja sagte, nahm er die anderen Sektgläser und warf sie nacheinander auf den Boden, alle elf. »Ich kann mir das nicht noch elfinal anhören«, sagte er und ging.

Das war der Anfang vom Ende. Kurz darauf zog er aus. An dem Abend, als er uns verließ, kam er in mein Zimmer, um sich zu verabschieden. »Ich gehe jetzt«, sagte er, »und ich komme nicht mehr zurück, aber wir werden uns weiterhin sehen.« Er zog in ein Hotel, und das war's.

Am nächsten Tag bekam ich einen heftigen Weinkrampf und erlitt eine Art Nervenzusammenbruch. Meine Mutter musste den Arzt holen, damit er mir etwas verabreichte – ich konnte einfach nicht aufhören zu weinen. Ich war wie von Sinnen vor Trauer, denn von meinem Vater hatte ich mich immer geliebt und unterstützt gefühlt. Jetzt, wo er fort war, würde ich ganz allein sein.

Doch dann zog meine Großmutter bei uns ein.

Die Küche war der Mittelpunkt unserer Welt. Hier spielte sich alles ab. Wir hatten ein Hausmädchen, aber weil meine Großmutter der Frau nicht traute, kam sie jeden Morgen ganz früh in die Küche und übernahm das Regiment. Es gab einen Holzofen und einen großen Tisch, dort saß ich immer mit meiner Großmutter und erzählte ihr von meinen Träumen. Sie interessierte sich sehr für die Bedeutung von Träumen und sah in ihnen Zeichen. Wenn einem im Traum die Zähne ausfielen und man dabei keine Schmerzen empfand, hieß das, dass jemand, den man kannte, bald sterben würde. Aber wenn man dabei Schmerzen empfand, dann bedeutete es, dass jemand aus der Familie bald sterben würde. Wenn im Traum Blut vorkam, war mit guten Neuigkeiten zu rechnen. Vom Tod zu träumen hieß, dass man lange leben würde.

Meine Mutter ging um Viertel nach sieben zur Arbeit, und wenn sie weg war, entspannten wir uns alle. Wenn sie von der Arbeit nach Hause kam (um Punkt Viertel nach zwei), hatte ich jedes Mal das Gefühl, dass die militärische Ordnung wiederhergestellt war. Ich hatte immer Angst, irgendetwas falsch gemacht, ein Buch nicht an die richtige Stelle zurückgelegt oder irgendetwas durcheinandergebracht zu haben.

Am Küchentisch erzählte meine Großmutter mir irgendwann ihre Geschichte – ich glaube, sie sprach mit niemandem so offen wie mit mir.

Ihre Mutter, die aus einer sehr wohlhabenden Familie stammte, verliebte sich in einen Hausdiener. Das war natürlich verboten, und sie wurde von ihrer Familie verstoßen. Sie zog mit dem Diener zusammen in dessen Dorf, und die beiden waren arm wie die Kirchenmäuse. Sie bekam sieben Kinder und verdiente sich etwas Geld als Wäscherin. Sie arbeitete sogar als Dienstmädchen für ihre eigene Familie und wusch deren Wäsche. Sie gaben ihr etwas Geld und manchmal auch etwas zu essen. Aber im Haus meiner Urgroßmutter war das Essen immer knapp. Meine Großmutter erzählte mir, dass ihre Mutter aus Stolz immer vier Töpfe auf dem Herd stehen hatte, falls die Nachbarn unerwartet vorbeischauten. Darin kochte jedoch nur Wasser, weil nichts zu essen da war.

Meine Großmutter war das jüngste der sieben Kinder, und sie war sehr schön. Eines Tages, sie war fünfzehn, bemerkte sie auf dem Weg zur Schule einen vornehmen Herrn, der in Begleitung eines anderen Mannes war und sie musterte. Als sie an dem Tag aus der Schule nach Hause kam, trug ihre Mutter ihr auf, Kaffee zu kochen, es sei jemand da, der daran interessiert sei, sie zu heiraten. So wurden diese Dinge damals geregelt.

Für die Eltern war es ein Segen, dass der vornehme Herr sich für meine Großmutter interessierte – wenn er sie heiratete, hätten sie nur noch sechs hungrige Mäuler zu stopfen.

Der Mann war aus der Stadt und noch dazu reich – nur leider zwanzig Jahre älter als meine Großmutter. Sie erzählte mir, wie sie türkischen Kaffee aufgebrüht hatte und ganz aufgeregt war, weil sie zum ersten Mal das Gesicht ihres zukünftigen Mannes sehen würde. Aber dann, als sie ihm den Kaffee servierte, war sie zu schüchtern, um ihn anzusehen. Er besprach mit ihren Eltern die Hochzeitspläne und ging.

Drei Monate später wurde sie zu dem Ort gebracht, wo die Hochzeit stattfand, und dann war sie, mit fünfzehn, plötzlich eine verheiratete Frau und lebte mit diesem Mann zusammen. Sie war noch ein Kind, noch Jungfrau. Niemand hatte ihr erzählt, dass es so etwas wie Sex gab.

Sie berichtete mit, was in der Hochzeitsnacht passierte, als er mit ihr schlafen wollte. Sie schrie wie am Spieß, rannte zu ihrer Schwiegermutter – sie wohnten alle unter einem Dach –, kroch zu ihr ins Bett und sagte: »Er will mich umbringen, er will mich umbringen!« Die Schwiegermutter hielt sie die ganze Nacht in den Armen und sagte: »Nein, er will dich nicht umbringen, es ist etwas anderes.« Es sollten noch drei Monate vergehen, bis sie schließlich ihre Unschuld verlor.

Der Mann meiner Großmutter hatte zwei Brüder. Einer war orthodoxer Priester, der andere Geschäftspartner meines Großvaters. Sie waren eine wohlhabende Kaufmannsfamilie, die Gewürze, Seide und andere Güter aus dem Nahen Osten importierte, und besaßen Geschäfte, Immobilien und Land.

Der Bruder meines Großvaters, der Priester war, wurde später der Patriarch der Orthodoxen Kirche Jugoslawiens, der mächtigste Mann im Land nach dem König. Anfang der 1930er-Jahre – es herrschte noch die Monarchie – forderte der jugoslawische König Alexander den Patriarchen auf, die Orthodoxe und die Katholische Kirche zu vereinigen, doch der Patriarch

Der König lud den Patriarchen und dessen reiche Brüder

zum Essen ein, um über das Thema zu diskutieren. Aber der Patriarch rückte nicht von seiner Haltung ab. Der König ließ den drei Brüdern Essen servieren, unter das Diamantsplitter gemischt worden waren. Im Lauf der darauffolgenden Monate erlitten alle drei Brüder innere Blutungen und starben einen qualvollen Tod. So wurde meine Großmutter schon in sehr jungen Jahren zur Witwe.

Die Beziehung zwischen meiner Großmutter und meiner Mutter war sehr merkwürdig – und sehr schlecht. Meine Großmutter war dauernd wütend auf meine Mutter, und das aus allen erdenklichen Gründen. Vor dem Krieg wurde meine Großmutter, die reiche Witwe, wegen der kommunistischen Ideen meiner Mutter ins Gefängnis gesteckt und musste sich mit dem Gold, das sie zur Seite gelegt hatte, freikaufen. Als dann nach dem Krieg die Kommunisten die Macht übernahmen, musste meine Mutter auf all ihren Besitz verzichten – und auf den ihrer Mutter. Sie listete tatsächlich ihr gesamtes Erbe auf und überschrieb alles der Partei, in der Überzeugung, etwas Gutes für ihr Land zu tun. Und so verlor meine Großmutter ihre Geschäfte, ihre Wohnung, alles, was sie besaß. Sie fühlte sich von der eigenen Tochter verraten.

Und jetzt, nachdem mein Vater uns verlassen hatte, wohnte sie bei uns. Für sie und meine Mutter war es schwierig, aber für mich war es sehr wichtig.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft an viele Eigenheiten meiner Großmutter. Seit sie dreißig war, legte sie Kleider beiseite, in denen sie beerdigt werden wollte. Wenn sich alle zehn Jahre die Mode änderte, tauschte sie ihre Beerdigungskleider ebenfalls aus. Anfangs war es ein beigefarbenes Kostüm. Dann ein Pünktchenkleid. Später war es ein dunkelblaues Kleid mit feinen Streifen, und so weiter. Sie wurde 103 Jahre alt.

Als ich sie fragte, was sie aus den beiden Weltkriegen in Erinnerung behalten hatte, erzählte sie mir Folgendes: »Die

Deutschen sind sehr korrekt. Die Italiener suchen immer nach einem Klavier, damit sie ein Fest feiern können. Aber wenn die Russen kommen, bringen sich alle in Sicherheit, weil die alle Frauen vergewaltigen, junge wie alte.« Ich erinnere mich auch noch, wie meine Großmutter, als sie zum ersten Mal in einem Flugzeug geflogen ist, sich weigerte, am Fenster zu sitzen, weil sie gerade erst beim Friseur gewesen war und nicht wollte, dass der Wind ihr die Haare zerzauste.

Wie viele Menschen damals in Jugoslawien war auch meine Großmutter sehr abergläubisch. Sie glaubte, dass man, wenn man beim Verlassen des Hauses einer Schwangeren oder einer Witwe begegnete, sofort einen Knopf von seiner Kleidung reißen und ihn wegwerfen musste, wenn man größeres Unglück von sich abwenden wollte. Und wenn man einen Vogelschiss abbekam, bedeutete das Glück.

Wenn in der Schule Prüfungen anstanden, schüttete meine Großmutter mir beim Verlassen des Hauses ein Glas Wasser über den Kopf, damit ich gute Ergebnisse erzielte. Manchmal musste ich mitten im Winter mit nassem Rücken durch die Kälte laufen!

Sie las die Zukunft aus Kaffeesatz oder aus dem Muster einer Handvoll getrockneter weißer Bohnen, die sie auf den Tisch

Diese Zeichen und Rituale waren für mich eine Art Spiritualität. Und sie verbanden mich mit meinem Innenleben und meinen Träumen. Viele Jahre später, als ich nach Brasilien ging, um mich mit dem Schamanismus zu beschäftigen, fand ich heraus, dass die Schamanen die Zeichen auf ähnliche Weise deuten. Wenn es einen an der linken Schulter juckt, hat es etwas zu bedeuten. Jeder einzelne Körperteil sendet Zeichen, die einem helfen, das, was im Innern passiert, zu verstehen – und zwar nicht nur spirituell, sondern auch was Körper und Geist be-

Während meiner Jugend begann ich, das alles nach und nach zu begreifen. Trotzdem war mir mein schlaksiger Körper in erster Linie einfach nur peinlich.

Ich war Vorsitzende des Schachclubs in meiner Schule – ich war eine gute Spielerin. Einmal gewannen wir einen Preis, und ich wurde auserwählt, den Preis auf der Bühne entgegenzunehmen. Natürlich war meine Mutter nicht bereit, mir für die Zeremonie ein neues Kleid zu kaufen, und so stand ich auf der Bühne in meinen orthopädischen Schuhen und dem vorgetäuschten Petticoat. Man überreichte mir den Preis – fünf nagelneue Schachbretter –, und als ich ihn von der Bühne trug, blieb ich mit einem meiner großen Schuhe an etwas hängen und stolperte. Ich fiel hin, und die Schachbretter flogen in alle Richtungen. Alle lachten. Danach traute ich mich tagelang nicht mehr aus dem Haus. Und mit dem Schachspielen war es

Tiefe Scham, extreme Selbstzweifel. Als junges Mädchen war es mur fast unmöglich, mit Menschen zu sprechen. Heute kann ich ohne Manuskript, öhne Konzept von dem, was ich sagen werde, sogar ohne visuelles Material, vor Menschen treten, ihnen in die Augen sehen und vollkommen frei reden.

Was ist passiert?

Kunst ist passiert.

Als ich vierzehn war, bat ich meinen Vater um ein paar Tuben Ölfarbe. Er kaufte mir welche und sorgte sogar dafür, dass ich bei einem seiner alten Kameraden aus der Partisanenzeit, Filo Filipović, Malunterricht nehmen konnte. Filipović gehörte einer Gruppe namens Informel an, und er malte abstrakte Landschaften. (Später, nachdem Tito abstrakte Kunst als dekadent gebrandmarkt hatte, kam die abstrakte Malerei in Jugoslawien aus der Mode.) Er kam mit Farben, Leinwänden und anderen Materialien in mein kleines Atelier und gab mir meine erste Malstunde.

Zuerst schnitt er ein Stück Leinwand zurecht und legte es auf den Boden. Dann öffnete er eine Dose Leim, schüttete den Inhalt auf die Leinwand und fügte etwas Sand sowie gelbe, rote und schwarze Pigmente hinzu. Anschließend goss er einen halben Liter Benzin über das Ganze, zündete ein Streichholz an, und alles explodierte. »Das ist ein Sonnenuntergang«, sagte er. Dann ging er.

Ich war schwer beeindruckt. Ich wartete, bis die verkohlten Überbleibsel trocken waren, dann hängte ich das Ding vorsichtig an die Wand. Kurz danach fuhren wir mit der ganzen Familie in Urlaub. Als wir zurückkamen, hatte die Augustsonne alles getrocknet. Die Farbe war weg, und der Sand war heruntergefallen. Es war nur noch ein Häufchen Sand und Asche auf dem Boden übrig geblieben. Der Sonnenuntergang existierte nicht mehr.

Später begriff ich, warum diese Erfahrung so wichtig war. Sie lehrte mich, dass der Prozess wichtiger ist als das Ergebnis, genauso wie die Performance wichtiger ist als der Gegenstand. Ich hatte den Prozess der Entstehung beobachtet und auch den Prozess der Zerstörung. Es gab weder Dauer noch Stabilität. Es war purer Prozess. Irgendwann las ich dieses Zitat von Yves Klein, das mir sehr gut gefiel: »Meine Gemälde sind nichts als die Asche meiner Kunst.«

Ich malte zu Hause in meinem Atelier. Eines Tages lag ich auf einer Wiese und schaute in den Himmel; hin und wieder flog ein Flugzeug über mich hinweg und hinterließ eine weiße Spur. Ich sah, dass die Spur eine Linie bildete, genau wie eine Spur aus Kohle oder Ölfarbe auf Papier. Dann dachte ich plötzlich – warum malen? Warum sollte ich mich auf zwei Dimensionen beschränken, wenn ich alles benutzen konnte, um Kunst herzustellen: Feuer, Wasser, den menschlichen Körper? Alles! Etwas ich als Künstlerin unglaubliche Freiheit hatte. Wenn ich aus

Staub oder Abfall etwas kreieren wollte, dann konnte ich das tun. Es war ein unglaublich befreiendes Gefühl, von allem für mich, die ich aus einer Familie stammte, in der es so gut wie keine Freiheit gab.

Ich ging schnurstracks zum Militärstützpunkt in Belgrad und fragte, ob sie ein Dutzend Flugzeuge in den Himmel schicken könnten. Mein Plan war, ihnen Anweisungen zu geben, in welche Richtungen sie fliegen sollten, so dass ihre Kondenstreifen am Himmel Muster bildeten. Die Männer riefen meinen Vater an, der General in der Armee war, und sagten: »Bitte, schaffen Sie Ihre Tochter hier raus. Offensichtlich hat sie keine Ahnung, wie teuer so was ist – Striche von Düsenjets in den Himmel malen zu lassen.«

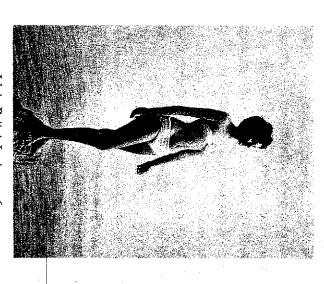
Ich hörte jedoch nicht sofort auf zu malen. Mit siebzehn begann ich, mich auf die Kunstakademie in Belgrad vorzubereiten – man musste Abendkurse besuchen und Malunterricht nehmen und für die Zulassung eine Mappe zusammenstellen. Ich weiß noch, wie alle meine Freunde sagten: »Warum machst du dir überhaupt die Mühe? Du brauchst doch gar nichts zu machen – ein Anruf deiner Mutter genügt, und schon bist du drin.« Es machte mich wütend, aber eigentlich war es mir vor allem peinlich. Denn was sie sagten, stimmte. Es bestärkte mich jedoch in dem Entschluss, meine eigene Identität zu entwichteln

In der Abendschule lernten wir Aktzeichnen, es gab männliche und weibliche Modelle. Ich hatte noch nie einen nackten Mann gesehen. Einer war ein Roma – er war ein kleiner Mann, aber sein Penis reichte ihm bis an die Knie. Ich konnte nicht hinsehen! Also zeichnete ich alles außer dem Phallus. Jedes Mal, wenn der Professor kam, um sich mein Bild anzusehen, sagte er: »Die Zeichnung ist noch nicht fertig.«

Einmal, ich war elf oder zwölf, saß ich auf dem Sofa und las ein Buch, das mir besonders gut gefiel, und aß Schokolade – ein  $\propto$ 

Š

seltener Glücksmoment in meinem Leben. Ich saß da und las und aß, vollkommen entspannt, die Beine gemütlich auf dem Sofakissen ausgebreitet. Wie aus dem Nichts erschien meine Mutter und schlug mir so hart ins Gesicht, dass ich Nasenbluten bekam. »Warum?«, fragte ich. Und sie sagte: »Halt die Knie zusammen, wenn du auf dem Sofa sitzt!«



Ich in Rojinj, Istrien, 1961

Meine Mutter hatte ein sehr seltsames Verhältnis zur Sexualität. Sie hatte große Angst, dass ich vor der Ehe meine Jungfräulichkeit verlieren könnte. Wenn jemand anrief und eine männliche Stimme nach mir fragte, meinte sie nur: »Was wollen Sie von meiner Tochter?«, und knallte den Hörer auf. Sie las alle meine Briefe. Sie erklärte mir, Sex sei etwas Schmutziges und nut erlaubt, wenn man ein Kind wollte. Da ich auf keinen Fall Kinder wollte, die mich nur meiner Freiheit berauben würden, hatte ich fürchterliche Angst vor Sex. Als ich an

der Kunstakademie anfing, hatten alle anderen in meinem Jahrgang längst ihre Jungfräulichkeit verloren. Andere Studentinnen gingen auf Partys und unternahmen alles Mögliche, aber meine Mutter bestand darauf, dass ich um zehn nach Hause kam – selbst als ich schon Anfang zwanzig war. Ich hatte noch nie einen Freund gehabt und dachte, dass irgendetwas mit mir ganz und gar nicht stimmte. Wenn ich heute Fotos aus jener Zeit betrachte, finde ich, dass ich eigentlich ganz hübsch aussah, doch damals fand ich mich abgrundtief hässlich.

genüber wohnte, aber sie war verhindert. Also schickte sie mich gehen?« Wir sahen uns den Film an, und hinterher standen »Aber ich habe zwei Kinokarten gekauft. Willst du mit reinzu ihm: »Tut mir leid, sie kann nicht kommen.« Und er sagte zu sagen, dass sie doch nicht könne. Ich ging also hin und sagte zu dem Kino, wo sie mit ihm verabredet war, und bat mich, ihm hatte sie eine Verabredung mit einem Jungen, der bei uns gealle Jungs hingen immer um sie herum. Es gab so viele Jungs, zerrte mich von ihm weg. Mein erster richtiger Kuss kam spä-Mutter hatte es gesehen. Sie packte mich an den Haaren und ein Junge namens Bruno. Er hatte mich noch nicht mal auf den aber nicht. Wir waren an der kroatischen Küste, und dort war Stojanović. gebracht hatte. Am Ende haben wir uns in den Schnee gelegt, wir draußen im Schnee und tranken den Wodka, den er mitkonnte, also schickte sie ab und zu mich an ihrer Stelle. Einmal ter. Ich hatte eine Freundin, Beba, die sehr hübsch war, und Mund geküsst, nur ganz flüchtig auf die Wange. Doch meine ihn, aber ich habe nicht mit ihm geschlafen. Er hieß Pedrag und er hat mich geküsst. Es war mein erster richtiger Kuss die sich mit ihr treffen wollten, dass sie gar nicht alle bedienen Wir sind eine ganze Weile miteinander gegangen. Ich mochte Mit vierzehn hatte mich einmal ein Junge geküsst, das zählte



Meine erste Liebe, 1962

Ich wollte meine Jungfräulichkeit nicht an einen verlieren, den ich mochte, denn ich wollte nicht riskieren, dass ich mich in den Ersten verliebte, mit dem ich Sex hatte. Ich wollte es mit jemandem tun, der mir egal war.

Wenn ein Mädchen zum ersten Mal mit einem Jungen schlief, tat sie das, weil sie in den Jungen verliebt war, das wusste ich, aber ich wusste auch, dass der Junge sie hinterher sitzen ließ und sie fürchterlich litt. Ich wollte nicht, dass mir das passierte, und deswegen dachte ich mir einen Plan aus: Ich würde mir einen suchen, der viel Sex hatte – der dafür bekannt war – und mich von ihm entjungfern lassen. Dann würde ich endlich wie alle anderen sein. Es musste aber an einem Sonntag passieren, und zwar um zehn Uhr morgens, damit ich meiner Mutter erzählen konnte, ich würde mir im Kino eine Matinee-Vorstellung ansehen (abends durfte ich nicht ins Kino). Ich sah mich also in der Kunstakademie um und entdeckte schließlich einen Studenten, der auf alle Partys ging und viel trank. Per-

fekt. Ich wusste, dass er Musik mochte, also ging ich zu ihm hin und sagte: »Ich habe die neue Platte von Perry Como. Würdest du dir die gern mal anhören? Ich kann sie dir nicht leihen, aber wir können sie uns zusammen bei dir anhören.« (Eigentlich hörte ich damals nur klassische Musik, und ich hatte mir die Platte extra für diese Gelegenheit von einer Freundin ausgeliehen. Von Rock 'n' Roll hatte ich keinen blassen Schimmer.)

Der Typ sagte: »Okay, wann?« Und ich sagte: »Wie wär's mit Sonntagmorgen?« Er sagte: »Ja, um wie viel Uhr?« Ich sagte: »Um zehn.« Er sagte: »Bist du verrückt?« Also sagte ich: »Okay, um elf?«

Vorweg kaufte ich eine Flasche albanischen Branntwein. Es ist der schlechteste, billigste Schnaps, den man sich vorstellen kann – sie machen ihn morgens und trinken ihn abends. So ging jedenfalls der Witz. Damals kamen die Albaner nach Jugoslawien, um Weißbrot zu kaufen, weil es bei ihnen nur ganz schlechtes dunkles Brot gab. Also, kein gesundes Vollkornbrot, das Brot sah vielmehr braun aus, weil es aus schlechtem Mehl gemacht wurde. Es schmeckte irgendwie sandig. Sie steckten eine Scheibe Weißbrot zwischen zwei Scheiben braunes Brot und aßen das Ganze so wie andere ein Käsesandwich.

Man kann sich also vorstellen, wie albanischer Schnaps, der aus diesem braunen Brot hergestellt wurde, schmeckte Ich trank damals keinen Alkohol, dachte allerdings, das Zeug könnte vielleicht als eine Art Betäubungsmittel nützlich sein.

Gegen elf klopfte ich bei ihm an die Tür. Niemand machte auf. Ich klopfte noch einmal, und schließlich kam er an die Tür, aber er war total verschlafen, weil er am Abend vorher auf einer Party gewesen und sehr spät nach Hause gekommen war. Er sagte: »Ach ... du bist es. Okay. Ich geh unter die Dusche. Du kannst inzwischen Kaffee machen.«

Während er duschte, kochte ich Kaffee und schüttete eine große Menge albanischen Schnaps hinein. Dann tranken wir

also den Kaffee. Ich legte die Perry-Como-Platte auf, wir setzten uns aufs Sofa, und dann habe ich mich regelrecht auf ihn geworfen. Wir waren nur halb ausgezogen, als wir Sex hatten, und ich habe geschrien. Plötzlich dämmerte ihm, dass ich noch Jungfrau war, und da ist er so wütend geworden, dass er mich aus dem Haus geworfen hat. Ich brauchte ein ganzes Jahr, um mich noch einmal mit einem Mann ins Bett zu trauen, weil das erste Mal so schrecklich gewesen war. Aber ich war stolz auf mich, dass ich es erfolgreich hinter mich gebracht hatte.

Ich war vierundzwanzig. Ich wohnte immer noch bei meiner Mutter, musste immer noch um zehn Uhr abends zu Hause sein. Ich stand immer noch völlig unter ihrer Fuchtel.

Mein Vater hatte oft versucht, mir das Schwimmen beizubringen – in einem Schwimmbad, im flachen Wasser eines Sees –, aber es war ihm nicht gelungen. Ich hatte einfach zu viel Angst vor dem Wasser, vor allem, wenn ich mit dem Kopf untertauchen sollte. Eines Sommers, als wir an der Küste waren, fuhr er mit mir mit dem Ruderboot weit aufs Meer hinaus und warf mich wie einen Hund ins Wasser.

Ich geriet in Panik. Das Letzte, was ich sah, bevor ich unterging, war mein Vater, der von mir wegruderte. Er hatte mir den Rücken zugekehrt und drehte sich nicht einmal nach mir um. Und dann war ich unter Wasser und sank immer tiefer und tiefer. Ich ruderte mit den Armen, Salzwasser lief mir in den Mund.

Wie ich so am Untergehen war, musste ich die ganze Zeit daran denken, dass mein Vater einfach davonruderte und sich nicht einmal nach mir umgedreht hatte. Und das machte mich wittend – mehr als wittend –, ich war außer mir vor Zorn. Ich hemühte mich, kein Wasser zu schlucken, und irgendwie brachten mich meine rudernden Arme und meine strampelnden Beine zurück an die Oberfläche, wo es mir gelang, das Ruderboot zu erreichen.

Vojo musste mich gehört haben, denn er streckte den Arm aus – ohne sich zu mir umzudrehen – und zog mich ins Boot.

So brachten die Partisanen ihren Kindern das Schwimmen bei.

Ich wurde an der Kunstakademie aufgenommen und widmete mich weiterhin der Malerei. Während dieser Zeit baten mich meine Verwandten, Bilder für sie zu malen, die sie mir dann

3

in einen Teich und erblickte einen Goldfisch. Es tauchte eine Hand freilässt, erfülle ich dir drei Wünsche.« Also ließ das Mädchen den ins Wasser und fing den Fisch. Der Goldfisch sagte: »Wenn du mich Es war einmal ein hübsches blondes Müdchen. Eines Tages schaute es Fisch frei.

sagte: »Ich wünsche mir ganz lange Arme, die beinabe den Boden be-»Wie lautet dein zweiter Wunsch?«, fragte der Goldfisch. »Als Zweibatte das Müdchen lange, lange Arme, die fast den Boden berührten. rühren. « »Kein Problem«, sagte der Fisch. Im nächsten Augenblick dass sie fast meine Brust berührt.« Der Fisch sagte: »Nichts leichter tes«, sagte das Mädchen, »wünsche ich mir eine Nase, die so lang ist, als das.« Und der Wunsch wurde erfüllt. »Wie lautet dem erster Wunsch?«, fragte der Fisch. Das Mädchen

geschehen!« Und siehe da, das schöne Mädchen hatte sich in ein Ungroßen Schlappohren. geheuer verwandelt, mit langen Armen, einer riesigen Nase und wiinsche mir Ohren wie ein Elefant, so groß, dass sie mein halbes Gesicht bedecken«, sagte das Mädchen. Der Fisch entgegnete: »Schon »Wie lautet dein dritter Wunsch?«, fragte der Goldfisch. »Ich

schwamm, »aber kannst du mir erklären, warum du so ausseben willst?« Das Müdchen antwortete: »Schönheit ist vergänglich. Hässlichkeit bleibt.« »Es geht mich ja nichts an«, sagte der Goldfisch, bevor er davon-

> grad, aber wenn wir in Edinburgh bleiben wollten, mussten wir Arbeit finden. Ich nahm also einen Job als Briefträgerin an. Ich war einmal Briefträgerin. Wenn auch nieht sehr lange schiert war und mich immer wieder verirrt hatte, weil ich kaum jedoch mehrere anstrengende Tage lang durch die Stadt mar-Zuerst freute ich mich über meine neue Arbeit. Nachdem ich Keiner von uns wollte nach dem Festival zurück nach Belgen, die schön handschriftlich adressiert waren, und alles an-Englisch konnte, beschloss ich, nur noch die Briefe auszutradahinter, und ich musste meine Uniform wieder abgeben. Das dere - vor allem Rechnungen - wegzuwerfen. Mein Chef kam war's mit meinem Job als Briefträgerin.

tur auskannte. »Selbstverständlich«, sagte ich. Selbstverständ-Dann fragte mich Demarco, ob ich mich mit Innenarchitek-

lich hatte ich keine Ahnung.

einem der Chefs vor. »Wir entwerfen gerade einen Speisesaal für einen Luxusdampfer«, sagte der Mann. »Hätten Sie Lust, Er nahm mich mit in ein Architekturbüro und stellte mich

daran mitzuarbeiten?«

mit Lineal und Bleistift ein enges Raster. Es war eine mühevolle ich mir einen Stapel weiße Papierbögen und zeichnete auf jedes Arbeit, und ich brauchte eine ganze Woche dafür. Am Ende der pelweise Millimeterpapier enthielt. Zumindest schmunzelte er, Woche sagte der Architekt: »Darf ich Ihre Ideen mal sehen?« Er schaute mich an und führte mich zu einem Schrank, der staanstatt sich über eine ahnungslose slawische Tussi aufzuregen, Ich zeigte ihm die Bögen, die ich so sorgfältig vorbereitet hatte. aber den Job war ich dahn auch bald los. Gleich am nächsten Morgen legte ich los. Als Erstes nahm

Fließband arbeitete – dieses Spielzeug mit den glänzenden Mein einer Spielzeugfabrik, die Kugelstoßpendel herstellte, am tallkugeln, die hin- und herschaukeln. Ich war so schnell, dass Kurze Zeit später zogen wir alle fünf nach London, wo ich

mein Chef ganz begeistert war von mir – so begeistert, dass er mich dauernd anbaggerte. Ich langweilte mich und war total frustriert: Ich war Künstlerin, aber es schien keine Möglichkeit zu geben, in London Kunst zu machen.

Zumindest, dachte ich mir, könnte ich mir Kunst ansehen. Und so verbrachte ich viele angenehme Nachmittage in Londoner Galerien. Am liebsten ging ich in die Lisson Gallery, die innovative zeitgenössische Arbeiten aus mehreren Bereichen zeigte. Ich kann mich noch lebhaft an eine Ausstellung mit konzeptuellen Arbeiten einer Gruppe namens Art & Language erinnern. Und ich erinnere mich auch noch an den jungen Mann am Empfangstresen der Galerie, den ich, schüchtern wie ich war, nicht anzusprechen wagte. Wie sich herausstellte, war er einer der Mitbegründer der Lisson Gallery, Nicholas Logsdail – der vierzig Jahre später mein Galerist in London werden sollte.

Doch dann organisierte meine Mutter mal wieder hinter meinem Rücken einen Job für mich, und wieder rief Belgrad mich zurück. Ich war so lange fortgeblieben, wie ich konnte, aber um Belgrad wirklich hinter mir zu lassen, musste ich zuerst noch einmal dorthin zurückkehren.

Ich begann, an der Kunstakademie in Novi Sad zu unterrichten, nur einen Tag in der Woche – was wahrscheinlich meinem schlechten Ruf, zweifellos jedoch auch Danicas Einsfluss geschuldet war. Obendrein bekam ich ein gutes Gehalt. Dieses Arrangement ermöglichte es mir jedoch, Geld zu sparen und mich voll und ganz der Performance-Kunst zu widmen. Damals wäre es mir nie in den Sinn gekommen, dass ich vielleicht von meinen Performances leben könnte. Ich hatte erst einmal nur Ideen, die ich unbedingt irgendwie umsetzen wollte.

Ende 1973 fuhr ich nach Rom, um an einer Ausstellung mit dem Titel »Contemporanea« teilzunehmen, die von dem ita-

begegnete ich zahlreichen wichtigen Performance-Künstlern – Joan Jonas, Charlemagne Palestine, Simone Forti und Luigi Ontani sowie den Schlüsselfiguren der Arte-Povera-Bewegung Marisa und Mario Merz, Jannis Kounellis, Luciano Fabro, Giovanni Anselmo und Giuseppe Penone. Es war eine hochkarätige Besetzung. Aber je mehr mein Horizont sich erweiterte und je mehr die Konzeptkunst sich durchsetzte, umso mehr sehnte ich mich danach, mich bei meiner eigenen Kunst voll auf die Intuition zu verlassen. Und das bedeutete den Einsatz des Körpers – meines Körpers. In Rom führte ich Rbythm 10 noch einmal auf, diesmal mit zwanzig Messern und mehr Blut, als davor. Auch diesmal war die Reaktion des Publikums überwältigend. Ich war begeistert – ich spürte, dass die Möglichkeiten für Performance-Kunst unbegrenzt waren.

Einer der Künstler, die ich in Rom kennenlernte, war Brasilianer, er war ein paar Jahre älter als ich und hieß Antonio Dias. Ich war fasziniert von seiner Arbeit, die sich auf einem seltsamen und wunderbaren Gebiet zwischen naiver Malerei und Konzeptkunst bewegte. Für eine Performance benutzte er einfach nur einen Schallplattenspieler, eine 45er-Schallplatte und eine Banane. Während die Platte lief, legte er die Banane darauf, so dass ein interessantes Chaos aus Bild und Ton entstand.

1974 kam Beuys zur April-Ausstellung des SKZ, und ich verbrachte viel Zeit mit ihm. Ich war Feuer und Flamme, und genau darum sollte es bei meiner neuen Performance gehen. Als ich Beuys davon erzählte, reagierte er zurückhaltend. »Sei vorsichtig mit Feuer«, sagte er. Aber das Wort vorsichtig gehörte damals nicht zu meinem Vokabular. Die Performance, die ich plante, würde Rbythm 5 heißen.

Die »5« im Titel stand für einen fünfstrahligen Stern – oder besser gesagt für zwei Sterne. Ich wollte im Innenhof des SKZ einen großen, fünfstrahligen Stern aus Holz aufbauen, in den

ich mich hineinlegen würde wie ein Seestern – Arme, Beine und Kopf jeweils in einen Zacken.

Die Konstruktion bestand eigentlich aus zwei ineinanderliegenden hölzernen Sternen; der äußere Stern maß von Spitze zu Spitze etwa drei Meter, und der innere war ein bisschen größer als mein Körper. Den Zwischenraum zwischen den beiden Sternen würde ich mit Sägespänen auslegen, die mit hundert Liter Benzin getränkt waren. Dann würde ich das Gemisch anzünden und mich wie ein Seestern im inneren Stern ausstrecken.

Warum ein Stern? Es war das Symbol des Kommunismus, des repressiven Systems, unter dem ich aufgewachsen war und dem ich zu entkommen versuchte. Aber er bedeutete auch noch etwas anderes: Das Pentagramm wird von Religionen und Kulten seit Urzeiten verehrt, es ist ein Zeichen, das große symbolische Kraft besitzt und mithilfe meiner Performance versuchte ich, dessen tiefere Bedeutung zu verstehen.

An dem Abend, als ich Rhythm 5 aufführte, war Beuys im Publikum. Zuerst habe ich die Sägespäne angezündet und bin dann mehrmals um den äußeren Stern herumgegangen. Als Nächstes habe ich mir die Fingernägel abgeschnitten und die abgeschnittenen Stücke ins Feuer geworfen. Dann habe ich mir die Haare abgeschnitten – ich trug sie damals schulterlang. Auch meine Haare habe ich ins Feuer geworfen. Schließlich habe ich mich in den inneren Stern gelegt und mich seiner Form angepasst, indem ich Arme und Beine ausstreckte.

Es herrschte Totenstille – das einzige Geräusch, das im Innenhof zu hören war, war das Knistern der Flammen. Das war das Letzte, an das ich mich erinnere: Als die Flammen mein Bein erreichten und ich nicht reagierte, merkten die Leute, dass ich das Bewusstsein verloren hatte – das Feuer hatte allen Sauerstoff um mich herum verbraucht. Jemand hob mich aus dem Stern und brachte mich in Sicherheit. Trotzdem war die

;

Performance kein Fiasko, im Gegenteil, sie war ein richtiger Knüller. Und das lag nicht nur an meinem Mut und meinem Leichtsinn: Das Publikum war völlig fasziniert gewesen von dem Schauspiel des brennenden Sterns und der Frau in der Mitte, ein Schauspiel, das enorme Symbolkraft besaß.



Rhythm 5 (Performance, 1,5 Stunden), Studentisches Kulturzentrum, Belgrad, 1974

Bei Rhythm 5 war ich so sehr in Rage gewesen, dass ich am Ende die Kontrolle verloren habe. Ich fragte mich, wie ich mein Bewusstsein beeinflussen konnte, so dass es das nächste Mal nicht mehr zum Abbruch der Performance kam.

Für Rhythm 2, das ich einige Monate später im Museum für Moderne Kunst in Zagreb aufführte, besorgte ich mir im Krankenhaus zwei Täbletten: eine, die Katatoniker aus ihrer Starre reißt, und eine, die Schizophrene ruhigstellt. Ich setzte mich vor dem Publikum an einen kleinen Tisch und schluckte Tablette Nummer eins. Nach wenigen Minuten begann mein Körler zu zucken, und zwar so heftig, dass ich fast vom Stuhl fiel. Ich spürte, was mit mir passierte, aber ich konnte nichts dage-

Nachdem die Wirkung der Tablette nachgelassen hatte, schluckte ich die zweite Tablette. Diesmal verfiel ich in eine Art Trance. Ich saß einfach da, ein Lächeln im Gesicht, und spürte nichts. Es dauerte fünf Stunden, bis die Wirkung der Tablette nachließ.

Inzwischen redete man nicht nur in Jugoslawien, sondern in ganz Europa über die verwegene junge Frau. Später in

jenem Jahr fuhr ich nach Mailand, um in der Galleria Dianötig und nicht beabsichtigt gewesen, aber es wurde zum Teil nen. Trotzdem stürzten die Angestellten der Galerie, um mein der Performance real gewesen, diesmal war sie nur auf dem Bildschirm zu erah ten, mein Leben sei in Gefahr. Bei Rbythm 5 war die Gefahr Problem war, dass die Leute genauso wie bei Rbythm 5 glaubschiedenen Zuständen zu zeigen - wach und bewusstlos. Das ebenso wie bei Rbythm 2 ging es mir darum, mich in zwei verfür, dass ich das Bewusstsein verlor. Das war eingeplant, denn sorgte der Luftschwall, der in meinen Körper eindrang, daviel Luft wie möglich zu füllen. Innerhalb weniger Minuten gramma Rhythm 4 aufzuführen. Bei dieser Performance hockte Wohlergehen besorgt, herein und »retteten« mich. Es war undicht an den Luftwirbel und versuchte, meine Lunge mit so Bildschirm sehen konnten, brachte ich mein Gesicht ganz bläse. Während die Leute mich im Nebenraum auf einem ich nackt in einem weißen Raum über einem sehr starken Ge-



Rhythm 4 (Performance, 45 Minuten)), Galleria Diagramma, Mailand, 1974

Ich hatte mir Aufmerksamkeit für meine Arbeit gewünscht, doch die Aufmerksamkeit, die mir in Belgrad zuteilwurde, war überwiegend negativ. Die Zeitungen in meiner Heimatstadt zogen hemmungslos über mich her. Was ich tue, habe nichts mit Kunst zu tun, schrieben sie. Ich sei nichts weiter als eine exhibitionistische Masochistin. Man sollte mich in ein Irrenhaus stecken.

Die Fotos, die mich nackt in der Galleria Diagramma zeigten, waren besonders skandalös.

Diese Reaktion auf meine Arbeit stachelte mich dazu an, meine bisher gewagteste Performance in Angriff zu nehmen. Was wäre, wenn ich, anstatt mir selbst etwas anzutun, das Publikum entscheiden lassen würde, was es mit mir machen wollte?

Die Einladung kam von Studio Morra in Neapel: Kommen Sie und machen Sie, was immer Sie wollen. Das war Anfang 1975. Die empörten Reaktionen der Belgrader Presse im Sinn plante ich eine Performance, bei der die Zuschauer die Akteure sein würden. Ich würde ganz und gar passiv sein.

Mein Plan sah vor, dass ich mich in einer schwarzen Hose und einem schwarzen T-Shirt in der Galerie hinter einen Tisch stellen würde, auf dem zweiundsiebzig Gegenstände lagen: Ein Hammer. Eine Säge. Eine Feder. Eine Gabel. Eine Parfümflasche. Ein Hut. Eine Axt. Eine Rose. Eine Glocke. Eine Schere. Nadeln. Ein Stift. Ein Glas Honig. Ein Lammknochen. Ein Tranchiermesser. Ein Spiegel. Eine Zeitung. Ein Halstuch. Klammern. Ein Lippenstift. Etwas Zucker. Eine Polaroidkamera. Verschiedene andere Dinge. Und eine Pistole, neben der eine Kugel lag.

Um acht Uhr abends hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Auf einem Tisch lag ein Zettel mit folgenden Anweisungen:

## RHYTHM 0

Instruktionen.

gegen mich eingesetzt werden können. Auf dem Tisch liegen 72 Gegenstände, die nach Belieben

Performance.

Ich bin das Objekt

Für die Dauer der Performance übernehme ich die volle

Verantwortung.

Dauer: 6 Stunden (20 – 2 Uhr)

Studio Morra, Neapel

schießen wollte, war ich bereit, die Konsequenzen zu tragen. Falls jemand die Pistole mit der Kugel laden und auf mich Ich sagte mir, Okay, wollen wir mal sehen.

in die Hand oder legte mir das Halstuch um die Schultern oder und starrte ins Leere; hin und wieder gab mir jemand die Kose Leute waren mir gegenüber schüchtern. Ich stand einfach da jemand küsste mich. Während der ersten drei Stunden passierte nicht viel - die

wurde, weil die Frauen da waren. dem italienischen Kunstestablishment mit ihren Ehefrauen ten, anstatt es selbst zu tun (später, als jemand mir eine Nade) Publikum sagten ihren Männern, was sie mit mir machen soll-Ich glaube, dass ich letztlich nur deswegen nicht vergewaltig meisten Männer waren ganz normale Galeriebesucher aus in die Haut stach, wischte eine Frau mir die Tränen fort). Die es los. Es war wahnsinnig interessant: Sehr viele Frauen im Schließlich, zuerst ganz langsam, dann immer schneller, ging

war. Das ging jedoch nicht von mir aus, sondern vom Pubnung, bis die ganze Atmosphäre im Raum sexuell aufgeladen Im Lauf des Abends entwickelte sich eine animalische Span-

> der Dichotomie Madonna/Hure. Und da stand ich, eine junge mächtig ist und das Verhältnis zu Frauen stark geprägt ist von likum. Wir waren in Süditalien, wo die katholische Kirche sehr Frau in Hose und T-Shirt: teilnahmslos, verletzlich.

mein Kinn anhoben, ließ ich es oben. Ich war eine Puppe – total meinen Kopf nach unten drückten, ließ ich ihn unten, wenn sie nen die Leute, mich in verschiedene Posen zu bringen. Wenn sie schnitt mein T-Shirt durch und zog es mir aus. Dann beganauf die Stirn. Ein Mann machte mit der Polaroid mehrere Fotos die Hand. Jemand anders schrieb mir mit dem Lippenstift END den Hut auf. Jemand schrieb mit dem Lippenstift IO SONO passiv. Ich stand barbusig da. Irgendwann setzte mir jemand von mir und steckte sie mir wie Spielkarten zwischen die Finger LIBERA -- »Ich bin frei« -- auf den Spiegel und drückte ihn mir in Nach drei Stunden nahm ein Mann die Schere vom Tisch

ten mir die Beine und trieben dicht an meinem Schritt das und trugen mich umher. Sie setzten mich auf den Tisch, spreiz-Messer in die Tischplatte. Es wurde immer intensiver. Ein paar Leute hoben mich hoch

Narbe habe ich immer noch. dem Messer in die Haut am Hals und saugte mein Blut. Die tete mir ein Glas Wasser über den Kopf. Jemand ritzte mir mit Jemand stach mir Nadeln in die Haut. Jemand anders schüt-

den Mann. Es gab ein Gerangel zug. Ein Murmeln ging durch die Menge, und jemand packte der Pistole an meinen Hals und legte einen Finger an den Abmir die Pistole in die rechte Hand. Dann hob er die Hand mit Nach einer Weile steckte er die Kugel in die Pistole und legte Angst. Niemand sonst, nichts sonst machte mir Angst. Nur er und blieb schwer atmend da stehen. Dieser Mann machte mir Ein Mann - er war sehr klein - trat ganz dicht an mich heran

schützen, andere wollten wiederum, dass die Performance Einige Leute im Publikum wollten mich offensichtlich be-



Rhythm 0 (Performance, 6 Stunden), Studio Morra, Neapel, 1974

weiterging, und zwar ohne jede Einschränkung. Wir waren schließlich in Süditalien, es wurde laut, es wurde gestritten. Der kleine Mann wurde aus der Galerie hinausgeschubst, und die Performance ging weiter. Tatsächlich wurden die Leute jetzt immer aktiver, als wären sie in Trance.

Dann, um zwei Uhr, kam der Galerist und erklärte mir, dass die sechs Stunden um wären. Ich hörte auf, ins Leere zu starren und schaute die Leute direkt an. »Die Performance ist zu Ende«, sagte der Galerist. »Vielen Dank.«

Ich sah furchtbar aus. Halbnackt und blutig. Meine Haare waren nass. Dann passierte etwas Seltsames: Die Leute, die noch in der Galerie waren, bekamen plötzlich Angst vor mir. Als ich auf sie zuging, flüchteten sie nach draußen.

Der Galerist fuhr mich zu meinem Hotel, und ich ging allein auf mein Zimmer – ich fühlte mich so allein wie seit Langem nicht mehr. Ich war erschöpft, aber meine Gedanken kamen nicht zur Ruhe, immer und immer wieder gingen mir Szenen des vergangenen Abends durch den Kopf. Als die Leute mich mit Nadeln gestochen und mit dem Messer geritzt hatten, hatte ich keinen Schmerz empfunden, doch jetzt pochten die kleinen Wunden. Meine Angst vor dem kleinen Mann ging und ging nicht weg. Irgendwann fiel ich in eine Art Halbschlaf. Als ich am Morgen in den Spiegel schaute und meine Haare betrachtete, sah ich, dass eine ganze Strähne ergraut war. In diesem Moment begriff ich, dass das Publikum einen töten kann.



Rhythm 0 (Performance, 6 Stunden), Studio Morra, Neapel, 1974

An dem Tag erhielt der Galerist Dutzende Anrufe von Leuten, die an der Performance teilgenommen hatten. Sie sagten, es tue ihnen furchtbar leid, sie könnten selbst nicht verstehen, was vorgefallen sei, als sie dort gewesen waren – sie wüssten nicht, was in sie gefahren sei.

Aber was passiert war, war ganz einfach Performance gewesen. Und das Wesen der Performance ist genau das: Sie entsteht im Zusammenspiel zwischen Performer und Publikum. Ich wollte die Grenzen erforschen, wollte wissen, wie weit das Publikum gehen würde, wenn ich überhaupt nichts tat. Das war ein ganz neues Konzept für die Leute, die an dem Abend im Studio Morra gewesen waren, und es war vollkommen natürlich, dass alle Teilnehmer aufgewühlt waren, sowohl während der Performance als auch danach.

Der Mensch fürchtet sich vor ganz simplen Dingen: Wir fürchten uns vor dem Leiden, und wir fürchten uns vor dem Tod. Bei Rhythm 0 hatte ich – ebenso, wie ich es in all meinen Performances tue – diese Ängste für das Publikum inszeniert und die Energie der Leute benutzt, um meinen Körper über seine eigenen Grenzen zu treiben. Dabei hatte ich mich mehr und mehr von meinen Ängsten befreit. Und während das passierte, wurde ich für die Zuschauer zum Spiegel – wenn ich so etwas schaffte, schafften sie es auch.

Noch ein jugoslawischer Witz:

Warum gehen die Mädchen aus gutem Hause schon um fünf Uhr nachmittags schlafen.

Damit sie um zehn Uhr abends zu Hause sind.

Bei der Frühjahrsausstellung des Museums für Moderne Kunst in Belgrad zeigte ich stolz die Fotos von meinen Rbythm-Performances, auch von Rbythm 0. Nach der Vernissage gingen einige meiner Freunde in ein Restaurant; ich konnte nicht

mitkommen, weil ich immer noch um zehn Uhr zu Hause sein musste. Gehorsame Tochter, die ich war, ging ich also brav heim. In der Wohnung war es dunkel, worüber ich mich freute, denn es bedeutete, dass meine Mutter schon schlafen gegangen war und ich mich nicht mit ihr würde auseinandersetzen müssen. Als ich das Licht einschaltete, sah ich sie.

Meine Mutter saß im Esszimmer am Tisch. Sie trug ihr typisches Bürooutfit: doppelreihiges Jackett mit Brosche am Aufschlag, das Haar hochgesteckt. Ihr Gesicht war wutverzerrt. Warum? Während der Vernissage hatte jemand sie angerufen und gesagt: »Deine Tochter hängt nackt im Museum.«

Sie schrie mich an. Wie ich so etwas Widerliches veranstalten könne? Wie ich unsere Familie dermaßen demütigen könne? Ich sei nicht besser als eine Prostituierte, fauchte sie. Dann nahm sie den schweren, gläsernen Aschenbecher, der auf dem Tisch stand. »Ich habe dir das Leben geschenkt, und jetzt werde ich es dir nehmen!«, brüllte sie und warf den Aschenbecher nach meinem Kopf.

In dieser Millisckunde gingen mir zwei Gedanken gleichzeitig durch den Kopf. Erstens: Was meine Mutter gesagt hatte, war ein Zitat aus *Taras Bulba* von Gogol. (*Dann soll sie doch ein Riesentheater veranstalten*, dachte ich.) Und zweitens: Wenn der Aschenbecher mich tötete oder schwer verletzte, würde meine Mutter ins Gefängnis wandern, und das wäre einfach großartig.

Andererseits wollte ich weder sterben noch schwer verletzt werden. Im allerletzten Moment duckte ich mich, und der Aschenbecher flog an meinem Kopf vorbei und zerdepperte die Glasscheibe in der Tür hinter mir.

Im Gegensatz zu meiner Mutter war der arme, liebe Neša auf seine stille Weise stolz auf mich, aber zu nervös, um sich meine Performances in Belgrad anzusehen, und zu arm, um mich auf meinen Reisen zu begleiten. Wir bemühten uns, Zeit miteinander zu verbringen – wir gingen ins Kino, trafen uns

im Park, und manchmal schlich er sich mitten in der Nacht zu uns in die Wohnung –, trotzdem lebten wir uns zusehends auseinander. Mir gefiel seine Arbeit, ich mochte seine Art, ich war gern mit ihm zusammen. Aber zugleich ging ich ein. Ich war jung und hatte Lust auf Sex. Neša und ich befanden uns in der Hinsicht überhaupt nicht auf derselben Wellenlänge. Ich weiß noch, dass ich oft ausgiebig kalt duschen musste, um mich zu beruhigen.

Im Sommer 1973 lud mich die Galeristin Ursula Krinzinger nach Wien ein, um dort an einer Performance von Hermann Nitsch teilzunehmen. Nitsch war ein vierschrötiger, bärtiger Österreicher, der zu den Wiener Aktionskünstlern gehörte und mich mit seiner ganz eigenen Düsterkeit faszinierte: Sein Orgien-Mysterien-Theater, mit dem er 1960 begonnen hatte, umfasste eine Reihe seltsamer, blutiger Spektakel mit vielen Teilnehmern, die häufig nackt waren. In seinen Performances, die wie unheilige religiöse Rituale anmuteten, wurde geschlachtet und geopfert und gekreuzigt.

Nitschs neue Arbeit wurde außerhalb Wiens in einem Schloss namens Prinzendorf aufgeführt und sollte vierundzwanzig Stunden dauern. Es gab sechzig Mitwirkende, zu denen auch ich gehörte; die meisten anderen waren Männer. Einige waren nackt, die anderen waren ganz in Weiß gekleidet. Ich wurde auf eine hölzerne Trage gelegt, nackt und mit verbundenen Augen, dann wurde die Trage an eine Betonmauer gelehnt. Zum Klang von schwermütiger Musik schüttete Nitsch mir eimerweise Schafsblut und Schafsinnereien über den Bauch und zwischen die Beine. Und es wurde noch seltsamer.

Nachdem ich das zwölf Stunden lang über mich hatte ergehen lassen, habe ich die Augenbinde abgenommen und bin gegangen. Nicht, dass ich das körperlich nicht durchgehalten hätte. Ich wollte einfach nicht mehr mitmachen – es war nicht

mein Ding. Diese Unmengen Tierblut, und dass wir es trinken mussten und dass das Ganze auch noch in einer Schlosskapelle stattfand – es kam mir vor wie eine Schwarze Messe oder ein Bacchanal. Es erschien mir so negativ. Letztlich hatte es nichts mit mir zu tun. Weder konzeptuell noch sonst irgendwie.

Ich bin jedoch bis zum Ende geblieben, um zu sehen, wie es ausgehen würde. Am nächsten Morgen bot sich einem ein spektakulärer Anblick: Die mit Blut und Dreck beschmierten Teilnehmer wurden auf eine Wiese geführt, wo mit weißen Damasttüchern perfekt gedeckte Tische standen. Zum Klang eines kleinen Orchesters, das Wiener Walzer spielte, wurde von livrierten Kellnern Suppe zum Frühstück serviert. Die Szenerie war ziemlich beeindruckend, muss ich sagen. Aber es war Nitschs Ding, nicht meins.

In Österreich lernte ich auch den Schweizer Künstler Thomas Lips kennen. Er war ein schlanker Mann mit langem lockigen Haar und sehr schön – auf eine Weise, die sowohl maskulin als auch feminin war; seine Androgynie faszinierte mich. Obwohl mich Frauen nie sexuell interessiert haben, fühlte ich mich zu Lips sehr stark hingezogen, und wir hatten eine kurze Affäre. (Jahre später bin ich ihm in der Schweiz wieder begegnet.)

Das Reisen hatte schon immer eine aphrodisierende Wirkung auf mich gehabt. Aber diese Liaison, so kurz nach dem düsteren Spektakel von Nitsch, verschmolz für mich irgendwie nit dem neuen Stück, das mir vorschwebte, und ging mir unter die Haut. Im Herbst desselben Jahres lud mich Ursula Krinzinger wieder nach Österreich ein, diesmal in ihre Galerie in Innsbruck, wo ich eine neue Performance zeigte, die ich *Thomas Lips* nannte. Die Anweisungen waren wie folgt: